830.8
J95
v.6

RUDOLF
G. BINDING

Die Vogelscheuche

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
830.8
J95
v.6

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

JUN -7 1958

L161—H41

DER JUNGE TAG

Eine Auswahl
aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von
Dr. Heinz Brasch

*

Band 6
Rudolf G. Binding

*

Rudolf G. Binding

Die Vogelscheuche

1929

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Inhalt

Die Vogelscheuche 5
Kindliche Odyssee 20
Nachwort 59

Copyright 1927 by Rütten & Loening Verlag, Frankfurt a. M.
PRINTED IN GERMANY
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

030.0
J 95
v. 6

Die Vogelscheuche

In einem sonnigen Schlaf, jahraus jahrein und nimmer erweckt, liegt das Dörfchen Mammolshain auf der ersten Stufe eines der schönsten deutschen Mittelgebirge, das starkrückig und selbstbewußt sich aus der breiten Flußebene erhebt wo die Städte das Land beherrschen. In den Winkel den die erste Gebirgsterrasse mit den über ihr wuchtiger ansteigenden Bergen bildet, hat es sich eingeschmiegt wie ein sich sonnendes Kätzlein, und versinkt fast in dem dichten Kuppelkranz von altehrwürdigen, breitarmigen echten Kastanien, die nur dieser südliche Hang des Gebirges trägt. Da der Strom der Fremden und der Städter, die ihre Sommerwohnungen auf den ihnen in die rauchige Ebene winkenden Höhen aufschlagen, durch die Eisenbahnen nach andern Fußpunkten des Gebirges abgelenkt wird, vergehen wohl Jahre ohne daß die alten verdunkelten Ziegeldächer mit den verkrümmten Firsten ein neues unter sich sehen, das den Frieden und die Stille ihres Anblicks eine Zeitlang stört. Denn das Wachstum des Dörfleins aus sich heraus ist nur ein sachtes in seinem Schlaf.

723111

Vor dem Kastanienring aber erstreckt sich eine sanft verlaufende, nicht mit Wald und kaum mit ein paar Obstbäumen bestandene Landzunge weit hinaus, der Ebene und der Sonne zu; und dort liegen auf der einen abhängigeren Seite mit dem schlechteren Boden die wenigen Äcker der Mammolshainer in schmalen, beinahe kärglichen Bändern nebeneinander, auf der andern breitern und auf dem Rücken der Absenkung in wohlgepflegtem Erdreich endlose Erbeerpflanzungen, Beet an Beet, deren Ertrag in den Städten verkauft jährlich einen hübschen Verdienst abwirft, groß genug um die bequemen Bauern an keine andern Unternehmen denken zu lassen.

Der Schreinermeister Martin Gläßer, der einzige seines Handwerks im Dorf, besaß keines der Erdbeergelände sondern nur einen schmalen Feldstreifen dicht an dem mit zwei Haselhecken gesäumten Hohlweg, der die Äcker von den Kulturen der andern Seite trennte. Und wenn er daran dachte ein Erdbeerstück zu erwerben, was er wohl gekonnt hätte, so unterließ er es immer wieder, da er nicht wußte wie ers allein hätte bestellen sollen. Denn er hatte außer seiner Frau niemand im Ort der ihn etwas anging, und diese war eine zarte Städterin, die im Haus und nicht im Feld an ihrem Platz war.

Um ihr aber diesen Platz, an dem er sie liebte, zu erweitern und zu beleben, widersprach er ihr nicht, als Frau Marianne ihn bat, da sie keine Kinder mehr erwarten durften, ein kleines Mädchen an Kindes Statt anzunehmen, um dessen Aufnahme sie ihre frühere Herrin, der sie lange Jahre in der Stadt als Zofe gedient, bat.

„Sieh, Martin," sagte Marianne einfach, „wir sind allein; und es ist gut, wenn wir später nicht allein

sein werden. Aber ich möchte dich nicht bitten, dieses Mädchen ins Haus zu nehmen und zu unserm Kind zu machen, wenn ich nicht seine Mutter, das Fräulein, kennte, die gut ist, auch wenn sie die Eltern wegen des Kindes verstießen. Und der Mann, dem sies in Liebe für Liebe schenken wollte, war tapfer und gut; sonst hätte ihn das Fräulein nicht geliebt. Er hätte sie sich wohl noch erkämpft, wenn er nicht umgekommen wäre in den Kolonien, wo er sich und der Frau eine Farm errichten wollte. Ich meine, wir solltens tun; denn das Fräulein kann das Mädchen nicht mehr erhalten ohne Not; und in Not will sie ihr Kind nicht sehen. So können wir Gutes erweisen und haben am Ende noch einen Vorteil davon."

„Es kann auch schlecht ausgehn," sagte Martin, indem er sich von der schmalen Planke erhob die als Bank vor dem Hause befestigt war; „fremde Kinder kennt man nie, auch wenn man die Eltern kennt. Aber wir wollen es versuchen."

So kam es daß nach einer Woche, gerade als Martin eine sauber gehobelte Kinderbettstatt fertig zusammengefügt und die drei blauen und ziegelroten Rosen trocken geworden waren die er auf das Kopf- und Fußende in ewig sich gleichbleibender Begeisterung für seine einzige Schablone aufgemalt hatte, ein städtischer Wagen vor dem Häuschen der Schreinersleute hielt, dem eine hohe schlanke Frau in einer traurigen vergrämten Schönheit entstieg; und sie trug ein aufmerksam um sich blickendes dreijähriges Mädchen in die Stube, welche durch die späte Nachmittagssonne freundlich durchleuchtet war.

„Hier bringe ich das Kind, Marianne," sagte sie, fast erstickend an ihren Worten, so daß das Mädchen sie ängstlich anblickte; „nun ich dich wiedersehe und

weiß, wie es um meine Dorothea aussehen wird, ist es mir leichter sie hinzugeben." Aber sie log das wohl um sich Mut zu machen; denn sie mußte das Kind zur Erde gleiten lassen, wo es Marianne halb auffing. „Du weißt", fuhr sie fort, indem sie sich niederließ, „alles um Dorothea, wie ich es dir geschrieben habe; du wirst sie gut halten wie eine Mutter, und ich weiß auch, daß dein Mann sie gut halten wird wie ein Vater."

„Aber du, Mutter; aber du kommst doch wieder?" fragte Dorothea mit großen Augen und flog ihr an den Hals.

„Einmal, mein Kind, — ich weiß nicht wann — werd ich kommen, dich zu holen; jetzt mußt du hierbleiben bei Marianne und Martin, die deine Eltern sein werden; mir zuliebe mußt du hierbleiben."

Da ging das Kind, um ihr etwas zuliebe zu tun, tapfer und still an die Seite Mariannes und stellte sich neben sie; und keine Beschwörung und kein Zauber hätte stärker sein können als diese Worte: mir zuliebe mußt du hierbleiben.

Die Mutter aber stand auf, küßte Dorothea wie im Vorüberschweben flüchtig auf die Stirn, als fürchtete sie sich zu verstricken, und ging; Martin geleitete sie zu dem Wagen und hob sie hinein.

Als er in das Haus zurücktrat, in dem es noch wie ein schwermütiger Duft lag von der Frau die es verlassen, wars freilich mit der Tapferkeit der kleinen Dorothea zu Ende und sie schluchzte in Tränen noch lange nachdem sie Marianne willenlos entkleidet und zwischen den blauen und ziegelroten Rosen zur Ruhe gebracht hatte.

An jenem Abend saßen Martin und Marianne noch lange im Dunkel auf der schmalen Bank ihres

Hauses an der Dorfstraße und hatten ihre Hände ineinandergelegt als ob sie eine Verantwortlichkeit gemeinsam zu tragen hätten.

„In dem kleinen Korb, den das Fräulein mit Wäsche und einfachen Kleidern für Dorothea hier ließ, lagen dreitausend Mark in drei braunen Scheinen, Martin", sagte Frau Marianne flüsternd. „Das ist die Summe die ihr Vater dem Kind ausgesetzt hat, wenn sie sich von ihm trennt auf Nimmerwiedersehn und in ihr Elternhaus zurückkehrt. Wie anders hätte sies von Not und Tod erretten können? Denn die Ärzte sagten ihr, das Kind würde nicht leben können in der Stadt und in dürftigen Verhältnissen; es leidet an der Krankheit, welche die Lungen der Entbehrenden erfaßt. — Da hat das Fräulein denn genußt!" —

Zu derselben Stunde aber lag in der Stadt fern dort drunten, deren Lichterwiderschein Martin und Marianne am Himmel sahen, eine trostlose Frau in ihrer Eltern Haus, das sie seit mehr als drei Jahren das erstemal wieder betrat, am Boden ihres Zimmers auf den Knien und suchte nach einem Wesen, das groß genug wäre, ihre Pein zu verstehen und sie anzuhören. Aber sie hielt den Gott den sie im Herzen trug, obwohl sie an ihn glaubte, nicht für vertraut genug mit diesem einen das sie zu klagen hatte. Und so rief sie die Mutter Gottes an in zitternder Hilflosigkeit, obwohl sie ihr fremd war und sie nie zu ihr betete; rief sie an, obwohl ihr Glaube kein Gebet an sie kennt; rief sie an, weil sie eine Mutter war.

Im Lauf der Zeit, durch nichts an das Vergangene gemahnt, vergaß Dorothea das wenige was ihr aus ihrem früheren Leben hätte Eindruck machen können. Das Bild ihrer Mutter verblaßte, nahm dann, immer

wechselnd, andere Züge in ihrem Innern an und verschwamm schließlich zu etwas Unvorstellbarem, Fernem, Abgeschiedenem, das keinen Schmerz und kein Sehnen mehr wachruft. Der Vorgang wie sie hierhergekommen schied nicht ganz aus ihrem Empfinden, denn sie konnte darüber einen kindlichen Seufzer ausstoßen; aber er wurde zu etwas Ungreifbarem, Unbewußtem; sie fühlte mehr als daß sie sich erinnerte, einmal bitterlich geweint zu haben; aber sie wußte nicht mehr warum noch wann, und doch konnte sie darüber seufzen, wie wenn das Empfinden länger vorhielte als das Erinnern.

Aber all dem zum Trotz — als ob die Natur, die ihr so gnädig das Wirkliche umschleiert hatte, mit dem Gedächtnis eines Kindes sich ein besonderes Spiel vorbehalten habe — blieb eines so frisch, so lebendig, so farbig und froh in ihrem Innern, als würde es in jedem Tage neugeboren; nur ein kleines und doch eine Welt für sie: das waren ein paar Märchen, die sie einst von ihrer Mutter gehört, immer wieder zu hören verlangt und von ihren Lippen in ihr Herz gesogen hatte als das Wunderbarste was dieses Herz jemals würde an sich reißen können.

Nach denen fragte sie eines Tages, nicht lange nach ihrer Aufnahme, ihre neue Mutter; aber die befiel eine Angst daß sie an Vergangenes erinnert würde was sie vergessen sollte, und sie wollte nichts davon wissen. So lief Dorothea zu Martin; doch der sagte, das sei dummes Zeug und zum Leben nichts nütze, und ließ seinen Hobel zischend über ein Tannenbrett gleiten daß die Späne flogen.

Da empfand Dorothea einen kleinen verwunderlichen Schmerz, schlich betreten hinaus und sprach keinem Menschen mehr von ihren Märchen. Nur

heimlich, wenn sie sich allein glaubte, erzählte sie sie mit flüsternder Stimme einer kleinen Puppe oder dem schwarzen Spitz, der geduldig seinen Kopf in ihren Schoß legte und es über sich ergehen ließ; denn ihr Herz war voll davon. Sie den Kindern im Dorf zu erzählen, wie sie es später schüchtern versuchte, gab sie bald auf; denn sie hörten ihr nicht zu, und wenn es einige gewollt hätten, so waren sicher ein paar nichtsnutzige kleine Flegel von älteren Brüdern da, welche die jüngeren und Dorothea mit ihren Geschichten auslachten und überjohlten. So trennte sie ihr Empfinden bald von ihren Gespielen; nicht daß sie sie gemieden hätte, aber es blieb immer ein kleiner Abstand in den sie zurücktrat wie in ein kleines ihr vorbehaltenes Reich, an dem die andern nie einen Anteil gewinnen konnten.

Dorothea liebte dieses Dorf, diese ländlichen Sorgen und Beschäftigungen, in denen sie gesundete und heranwuchs; aber nur als etwas das sie mit den andern teilen konnte. Wo ihr eigenstes Leben begann, im Lande der Phantasie und der Empfindung, blieb sie einsam. Es war nur ein enges Bereich, nicht erweitert und belebt durch neue Gestalten und Vorkommnisse, die sie aus der Einförmigkeit ihres Daseins hätte hinübernehmen können hinter die unsichtbare Grenze wo sie sich erging. Da sie nun aber ihr Reich unbewußt zu vergrößern trachtete und sie wohl fühlte wie sie das vermöchte, so setzte sie sich häufig auf den beschatteten Grasrand, den das schmale Ackerland Martin Gläßers von der Haselhecke jenes Hohlwegs trennte, und sah hinaus und hinunter in die Welt der Ebene mit den Geheimnissen der weithin gelagerten Stadt. Um die Mittagszeit, wenn es ganz still ringsum war auf den Feldern und das Land in einer

Sonnenruhe vor ihr atmete wie ein Schläfer, lockte es sie an den Rain. Dann war ein flirrender wellender Teppich von Licht in einer goldenen durchscheinenden Lage über die Gebreite gezogen und auf ihm wanderte sie wie in eigener Gestalt der Stadt zu, soweit er reichte. Aber wo er zu Ende war und das Gold sich in die trüberen Farben des städtischen Weichbilds und dann tiefer in einem weißlichen Gürtel von Dunst verlor, da fühlte sie, werde sie haltmachen müssen, auch wenn sie hätte weitergehen wollen; als ob da eine Brandung stünde zwischen ihr und dem Meere der Stadt, durch die sie es nie erreichen würde. Denn sie, die ihre Mutter und deren letzte Worte an sie längst vergessen hatte, fühlte doch etwas wie einen Befehl über sich, auszuharren wo sie war.

Die Häuser der Stadt aber bevölkerte sie mit Menschen von ihrem Empfinden; mit Menschen die zuhören würden, wenn sie ihnen aus ihrem Reich erzählte von Elfen und Zwergen, von redenden Rehen und weißen Vögeln, von Königen und Prinzen und der Prinzessin mit den gläsernen Schuhen; mit Menschen die sie lieben könnte, weil sie ihr in dem glichen, was sie von den Mädchen und Burschen des Dorfes und selbst von Marianne trennte.

So saß sie eines Mittags wieder, das schlafende Dorf hinter sich und die ruhenden Äcker vor sich, an ihrem Platz bei dem Bohnenfeld ihrer Pflegeeltern und träumte in die Ferne hinaus, als sie fühlte daß jemand leise zu ihr trat. Sie sah zur Seite und bemerkte lachend, daß es die Vogelscheuche war die auf dem Felde stand und ein kleines Geräusch mit dem alten schwarzen Hut an der Stange machte, auf welcher ihn ein leichter Wind nickend hin und wider

schaukelte. Und dann fuhr ein kleiner freudiger Schreck durch Dorotheas Glieder, und sie flüsterte vor sich hinschauend: „Soll ich es wagen?“ Darauf zupfte sie unruhig und unschlüssig an ein paar Gräsern herum und nach einem Weilchen rückte sie ganz dicht an den alten Mann heran, der kein Blut und keine Knochen im Leibe hatte und ihr doch so menschlich vorkam; doch so, daß die Gestalt hinter ihr blieb und sie sie nicht sehen konnte.

„Wirst du mir zuhören?“ fragte sie, fast summend, und schloß die Augen halb; und der Wind neckte sie freundlich, indem er dem großen Hut einige kurze Stöße gab, so daß er bejahend an die Stange klopfte.

„So höre also!“ sagte Dorothea, „denn, sieh, der kleinen Puppe und dem schwarzen Spitz konnte ich wohl Märchen erzählen; aber das was ich dir jetzt erzähle, das würden sie nicht verstehen. — Aber ich weiß freilich daß du taub bist“, warf sie ein und schwieg. Dann aber seufzte sie und konnt es doch nicht lassen:

„So will ich dirs also vertrauen als ob du ein Mensch wärest, wennschon ein tauber. — Weißt du, was ein Herz ist?“ fragte sie geheimnisvoll und doch so als ob sie schon sehr klar darüber sein könnte; und dann gab sie ihrem seltsamen Freund alles das preis was sie von ihrem Herzen wußte, alles, mit dem es vollgesogen war zum Überströmen in langer Zeit, in der es niemand gefunden dem es sich mitteilen konnte. Und es brauchte sie nicht zu kümmern daß es immer dasselbe war was sie vorbrachte in nicht endenden Worten, fast wie eine Klage. Denn der taube Freund belächelte sie nicht. Dann aber, plötzlich, als ob sie das Wichtigste vergessen habe, sagte sie, glutrot bis in den Nacken hinab: „Doch das Seltsamste am Herzen ist,

daß es einem gar nicht gehört; und das meine gehört einem schönen Prinzen in der Stadt, der dort wohnt wo man die Dächer der zwei runden Türme jetzt in der Sonne blitzen sieht; einmal wird er kommen und mich holen. Und jetzt ist's genug; ich möchte dir sonst zuviel anvertrauen."

Mit diesen Worten sprang sie auf, lief ohne sich umzuschauen den Rain hinan und verschwand am Ende des Ackers in dem Durchhau der die Hecke dort unterbrach.

Ihr Herz klopfte noch wie nach einem Geständnis. Aber obgleich sie sich auf dem Heimweg tausendmal sagte daß das alles kindlicher Unsinn sei, so war sie doch stolz und froh, als ob sie wirklich einen Vertrauten gewonnen hätte, mit dem sie reden konnte wie es ihr zu Sinn war.

Sie ließ einen Tag vorübergehen, ehe sie wieder den Rain hinter der Haselhecke betrat; als ob sie sich hätte beschwichtigen wollen und ihr Erlebnis durch eine zu rasche Wiederholung verkleinert würde. Aber am folgenden Mittag schlich sie wieder hinaus und von einem Ebereschenbaum am Ausgang des Dorfes riß sie einen Zweig voll roter Beeren ab, mit dem sie sich am Fuße der Vogelscheuche niederließ.

„Nun du mein Vertrauter bist, du Tauber, will ich dich schmücken," sagte sie; und sie zog die Beeren in eine Kette auf einen Faden, indem sie sie durchstach. Als so ein roter Perlenkranz entstanden war, stand sie auf und warf ihn geschickt über den Hut ihres Freundes, auf dem er bis zu der breiten Krempe herunterträllerte. Es war ihr aber dabei nicht weniger feierlich und wonnig zumute als einer Dame, die ihrem Ritter ein Kränzlein um den Helm legt. Dann aber ließ sie sich wieder vor der Gestalt nieder daß

sie sie nicht sah, und redete mit ihr nach ihrer Weise. Sie schwieg auch wohl manchmal eine lange Weile und saß nur in lächelndem Sinnen auf dem braunen Fleckchen Erde auf das der Mann hinter ihr seinen kurzen Schatten warf; und dann waren sie wie zwei Glückliche denen es genug ist beisammen zu sein.

So trieb sie es manches Mal. Es wurde ihr fast zu einer Gewohnheit, für die alte Vogelscheuche etwas mit hinaus zu nehmen, das sie schmücken könnte; ein buntes Band, ein paar Blumen ins Knopfloch oder sogar ein kleines rotes seidenes Tuch aus ihrem sonst sorglich gehüteten Vorrat, das sie ihr um den dürren Hals schlang. Und da sie immer an ihr zurecht zupfte, so sah sie am Ende in ihrem Schmuck und dem roten Beerenkranz am Hut ganz manierlich aus und verlor alles Schreckhafte das sie ihrer Bestimmung nach haben sollte. Aber solange sie die Gestalt anschaute und schmückte oder auf dem Heimweg, wußte Dorothea wohl daß es nur eine Vogelscheuche war mit der sie eine Art Märchenspiel aufführte; nur wenn sie dann abgewandt vor ihr saß, nahm das Wesen hinter ihr die wechselnde Gestalt an, die sie gerade erträumte oder der sie ihre Geheimnisse anvertrauen mußte.

Da — auf einmal — als sie wieder bei ihrem Freunde saß und zu ihm sprach, ertönte hinter ihr eine halblaute Musik, wie wenn sie ihn durch ihre Worte endlich zum Leben gebracht hätte. Sie wagte nicht sich umzusehen, als ob sie damit den Zauber stören könnte; aber ihr Herz schlug vor Erwartung eines Erlebnisses, das einem Märchen so ähnlich schien. Sie zog ihre Füße dicht an sich heran, faltete die Hände unter den Knien und lauschte, leicht hintübergelehnt.

Da endete die einfache Folge schwebender Flötentöne fast zitternd.

„Ach!“ sagte Dorothea und mußte ein wenig über sich lächeln; „bist du endlich da, mein Freund! — Bist du mein Prinz? — Ah, ich weiß: du wirst mir jetzt täglich spielen, bis du mein Herz gewonnen hast und ich dir nachfolgen muß. Aber — wirst du mir treu sein? Wirst du wiederkommen — morgen um diese Zeit?“

Die zitternde Flöte begann wieder und spielte eine einfache liedhafte Weise; als die Melodie zum zweitenmal einsetzte, fiel Dorothea, nicht wissend wie sie diese Antwort deuten sollte, halb ungläubig ein:

„Als die Treue ward geborn,
Flog sie in ein Jägerhorn.
Jäger blies sie in den Wind.
Also man sie selten findt.“

Sie hatte die Worte irgendwann in einem Buche gelesen, das wohl ihre Mutter an Marianne geschenkt haben mochte. Jetzt fielen sie ihr ein, als ob sie zu der Melodie gehörten in der sich die Flöte erging. Noch ein drittes Mal erklang die Weise, zu der Dorothea keine Worte mehr fand, dann verstummte das Spiel.

Sie sprang auf und wie ein geschrecktes Reh davon. Sie begehrte nicht zu wissen, woher die Flötentöne kamen, die von der Gestalt hinter ihr auszugehen schienen.

Aber hinter dem schmalen Haselsaum im Hohlweg saß ein blinder alter Mann, der in früheren Jahren das kleine Harmonium in dem Kirchlein des Dorfs gespielt hatte. Jetzt trugen ihn seine schwachen Füße nicht mehr die losen Steinstufen auf die Höhe

zu ihm hinauf, und man hatte ihn an dem Tage an den sonnigen Weghang geführt, damit es den alten frierenden Gliedern einmal wieder warm werde. Da war er nun über Mittag vergessen worden, weil die Leute die ihn pflegten sich für den Tag auswärts verdungen hatten. Der Alte glaubte, als er Dorothea auf dem Felde sprechen hörte, einem Kinde mit seinem Flötenspiel eine Freude machen zu können. Aber er ahnte nicht, wie unermeßlich sie war.

Am nächsten Tage konnte Dorothea die Mittagsstunde kaum erwarten, und gleich nach der kurzen Mahlzeit lief sie hinaus. Sie war so gläubig davon überzeugt, das schöne Wunder werde sich wiederholen, sie ahnte Wunderbareres, was noch folgen würde, daß sie an nichts anderes dachte.

Als sie das Feld betrat, war die Vogelscheuche verschwunden.

Dorothea war wie zerschmettert. Traurig blickte sie umher, wie über einer leeren trostlosen Brandstatt, und Tränen füllten ihre Augen. Nicht lange stand sie; dann wandte sie sich und schritt gesenkten Hauptes nach Hause; und wie um nur etwas zu haben, an das sie ihre Trauer hängen konnte, sang sie leise vor sich hin nach der Weise, die sie gestern gehört:

„Als die Treue ward geborn,
Flog sie in ein Jägerhorn.
Jäger blies sie in den Wind.
Also man sie nimmer findt."

Am Abend des vorangegangenen Tages hatte Martin nach seinem Felde gesehen und, da es auf den Herbst ging und man die Vogelscheuchen vor der beginnenden Ernte allenthalben beseitigte, auch die seine

weggenommen und nach Hause getragen. Nun war er gerade dabei, in dem kleinen Hof die Latten zu zerkleinern, die das Knochengerüst von Dorotheas armem Freund abgegeben hatten; und ihr rotes seidenes Tuch, der Hut mit dem verwelkten Kranz von roten Vogelbeeren, all die Dinge, mit denen sie ihn geschmückt, lagen auf einem wirren Haufen in der Ecke. Da trat Dorothea in die offene Tür von Martins Werkstatt, und mit einem Blicke überschaute sie alles. Eine wahnsinnige Angst durchfuhr sie:

„Nicht töten! Nicht meinen Freund töten!" schrie sie. Martin drehte sich halb nach ihr um und ließ einen Augenblick das erhobene Beil ein wenig sinken. Da er sie aber nicht begriff und in ihren Worten nur eine der belanglosen Undeutsamkeiten fand, mit denen sie ihn und Marianne ab und zu in Erstaunen setzte, schlug er zu.

„Ich laß ihn nicht töten", schrie Dorothea wie rasend. Als ob damit etwas zu retten wäre, sie ihn abdrängen müßte von einem Leben das sie verteidigen dürfte, faßte sie eines der aufwärts gebogenen starken Schnitzmesser, die auf der Hobelbank nahe der Tür lagen, wie einen Dolch und stieß es ihm in der Hoffnung, ihn abzulenken, in die erhobene Schulter, die das offene Hemd kaum bedeckte.

Die ungeübte Hand und die ungeeignete Waffe ließen den Stoß nicht zu tief gehen; aber die Muskeln waren in breiten Bündeln durchschnitten und der Arm hing kraftlos herab. Ein Blutstrom tränkte das Hemd.

Da warf Dorothea das Messer weg und brach, entsetzt über sich selbst, weinend zusammen. Sie sah, wie sie bei hellem Bewußtsein die Tat einer Wahnsinnigen begangen, und ihr schauderte; wußte sie doch daß es

eine leblose alte Vogelscheuche war, um die sie sein Blut vergossen.

Man brachte sie für die Nacht in Gewahrsam und am andern Tag, da Martin Gläßer und Frau Marianne ein gutes Wort für sie einlegten, in die Irrenanstalt der Stadt.

Die Ärzte vermochten nicht das leiseste zu entdecken das eine Trübung ihres Geistes hätte vermuten lassen.

Nach kaum drei Vierteljahren, während welcher man sie in Beobachtung hielt, starb sie, schmerzlos dahingenommen von der Krankheit ihrer Kindheit, welche die Sonne von Mammolshain gnädig in ihr niederkämpfte, solange sie ihr geschienen hat.

Kindliche Odyssee

Erstes Kapitel

Das erste Erlebnis, von dem ich weiß und das ich als eigenes bezeichnen darf, war das Erlebnis einer Richtung. Ich saß als kleines Kind auf dem Arm einer Frau die mich trug und weiß daß, wenn sie mit mir aus der Tür eines Hauses ins Freie trat, sie sich nach rechts wendete um zu einem großen Springbrunnen zu gelangen. Ich konnte damals sicher weder sprechen noch laufen, noch auch sonstwie mich entscheidend verständlich machen. Denn ich erinnere mich ganz genau meiner stillen Spannung, ob die Frau mit mir auf dem Arm die Wendung nach rechts machen würde oder nach links. Ich wartete auf die Wendung nach rechts und auf das Gefühl das sie in meinem Körper hervorbrachte; denn ich erkannte sie an diesem Gefühl. Doch nahm ich beides, rechts oder links, schweigend hin. Aber nach rechts, das wußte ich eben, ging es zu dem großen Springbrunnen. Wer die Frau war die mich trug — wahrscheinlich war es meine Mutter —, wie ich bis zur Tür des Hauses gelangte aus der sie

trat, wo das Haus war oder was es bedeutete, was sonst mit mir vorging, davon habe ich nicht die leiseste Vorstellung oder Erinnerung zurückbehalten. Ich bemerkte mich aber sofort und ganz deutlich jedesmal wenn jene Frau aus dem Haus ins Freie trat, fühlte die Wendung die sie machte und wußte daraus, ob es zum Springbrunnen ging oder ins Ungewisse, Unbestimmte. Der Springbrunnen spielte sicher mit; er zog mich natürlich an und ich bestaunte ihn. Aber als bleibendes Erlebnis hatte er in mir einen viel geringeren Raum als die Wendung der Frau und das sie auslösende Gefühl. Das ging mich an; in diesem Vorgang spielte ich selber mit; er erregte mich; ich war in ihn einbezogen, ich erlebte ihn.

Alles was mir später aus dieser ersten Zeit meines Lebens erzählt wurde — und es war mancherlei — hatte gar kein Gewicht im Vergleich zu dieser ersten eigenen Erfahrung die die erste Sicherheit bot. Meine Mutter erzählte mir etwa, ich habe damals, da sie mit mir zu ihrer Erholung einige Wochen auf einem hohen Berg weilte, jeden Abend die untergehende Sonne auszublasen versucht. Ich muß das Spiel eines Sonnenuntergangs also schon haben wahrnehmen können und mich handelnd gegen es gestellt haben. Aber ich habe keine Erinnerung an meine Großtaten. Sie gingen spurlos an mir vorüber wie vieles in dieser Welt, von dem ich daher eingestehen muß daß ich es nicht erlebt habe.

Wenn meine Mutter — mein Vater tat es nie — mir später als Knaben, da ich schon hätte fragen können, von meinen ersten Regungen und Streichen erzählte, hörte ich ihr zwar lachend zu, aber ich war traurig, sehnsüchtig und enttäuscht davon berührt, daß sie niemals von dem großen Springbrunnen sprach

den ich bestaunte und wie man zu ihm gelangte. Sie hatte wohl recht ihn zu vergessen; denn es bestätigte sich zwar — wie sich später herausstellte — daß man sich rechts wenden mußte um zu dem Springbrunnen zu gelangen; dieser aber war eben ein ganz gewöhnlicher Springbrunnen und nur für mich war er groß. Ich aber wartete viele Jahre auf die Erwähnung meines ersten Erlebnisses durch meine Mutter wie auf eine Bestätigung meines Lebens. Dann merkte ich daß es nicht Absicht war, daß vielmehr meiner Mutter mein Erlebnis, obgleich sie es wahrscheinlich täglich eigentlich selbst herbei- und geradezu für mich ausführte, gar nichts bedeutet hatte. Ich hielt es daher nach und nach — wie im Verlauf alle späteren meines Lebens — für unbedeutend und nicht der Rede wert. Ich bewahrte es mit den andern die ihm folgten in meinem Innern wie Kindereien und wurde so in bezug auf mich und meine wahren Erlebnisse einer der schweigsamsten und verschlossensten Menschen die man sich vorstellen konnte. Dies gar nicht aus einer Verstocktheit oder Ablehnung, aus Mangel an Zutrauen zu Menschen oder dem Bedürfnis mich zu verschließen, sondern aus einer frühen Bescheidung und Bescheidenheit. Meine Mutter, so schien es mir, war reizend; viel amüsanter, liebenswürdiger, anhörenswerter als ich — und alle waren so. Ich mißtraute mir und meinen Erlebnissen, als verdienten sie keine rechte Anteilnahme, als könnten sie für niemanden wichtig sein. Doch empfand ich das nicht als unangenehm oder fühlte mich benachteiligt. Darüber dachte ich gar nicht nach. Es war der Reiz meiner Erlebnisse und ihr Gewicht für mich, daß sie für niemanden wichtig waren.

Die Stadt, wo der Springbrunnen sprang, war Basel. Dort wurde ich an einem gleichgültigen Tage

wenige Jahre vor den Siegen Deutschlands über Frankreich und der Errichtung des deutschen Kaiserreichs geboren. Ich nenne den Tag meiner Geburt gleichgültig, weil es mich von je nicht kümmerte, unter welchem Stern ich geboren sein könne und was die Gestirne in mein Leben hineinreden. Es beschäftigt mich nicht im mindesten, es sei denn in der Art, daß ich sie gerne über meinem Haupte walten lasse, sofern und sonah sie sich damit befassen wollen. Außerdem wurde in unserer Familie kein Wesens aus Geburtstagen gemacht, meiner zumal oft genug vergessen. Ich selbst konnte zwar schon als Kind jedem der danach fragte angeben wann ich geboren sei, mochte er sich dann selber ausrechnen wie alt ich sei —; aber das hatte ich meiner Mutter abgelernt und diese Wissenschaft stand bei mir in demselben Ansehen, wie daß man wissen müsse, in welchem Hause man wohne, um rekognosziert zu werden wenn man verlorengegangen war. Kurz, ich konnte aus einem Geburtstag nichts machen, fand auch später Einladungen zu Geburtstagsfeiern anderer Kinder seltsam und befänglich. Erinnerten sie sich denn in etwas des Tages ihrer Geburt, daß sie ihn feierten, während es mir immer vorkam, als sei ich bei dem meinen gar nicht dabei gewesen? Was hatten sie damals erlebt da ich nichts erlebt hatte?

Auch die Stadt meiner Geburt, obgleich ich sie aus andern Gründen liebe, müßte ich als gleichgültig bezeichnen und brauchte ihren Namen nicht zu nennen. Weder nach ihrer Lage noch nach ihrer Art hat sie Bedeutung für mich gewonnen. Ich bin deutsch und von deutschen Eltern und es war mehr oder weniger Zufall daß ich außerhalb deutscher Grenzen das Licht der Welt erblickte. Mein Vater und meine Mutter waren Frankfurter von Geschlechtern her und blieben

es ihr Leben lang, wenn es sie auch die längste Zeit und von jungen bis zu späten Jahren in andern Städten wohnen und sein hieß. Auch ich will — wenn überhaupt einer Stadt oder Stätte — der Stadt am Main, der Stadt zwischen Nord und Süd, wo oben am Fluß in der weißen Häuserzeile der „Schönen Aussicht" das großelterliche Haus lag und mir, meinen Eltern und Geschwistern, die wir immer froh zu ihm zurückkehrten, durch viele Jahre seine stumme unabässige Bereitschaft, Liebe und Umarmung erwies, bezeugen, daß sie die Stelle der Heimat in meinem Leben vertrat.

Mein Vater nun hatte im Jahre meiner Geburt an der Universität Basel seine erste ordentliche Professur für Strafrecht erhalten, die er als Sechsundzwanzigjähriger errang. Auf diese Berufung hin heiratete er und ich war meiner Eltern erstes Kind. Für meinen Vater ward die Stadt die erste Stufe seines Aufstiegs und ungeheurer Erfolge auf seiner Laufbahn als Lehrer und Wissenschaftler, zugleich aber, was er ihr nie vergaß, der Ruhe- und Angelpunkt seiner wunderbaren Freundschaften mit bedeutenden Männern und Frauen. Denn mein Vater kannte, bei all seinem Wirken, bei all seinem späteren Ruhm und seiner ewigen Begeisterung für seinen Beruf — er sagte mir oft: wenn er wieder auf die Welt käme, würde er wieder deutscher Professor werden — nichts Höheres als Freundschaften und hat sie als das Schönste gepflegt was ihm das Leben bot. Er hatte nie einen alternden Freund. Er hatte wahrhaft die Gabe, nie alternde Menschen sich zu Freunden und Freundinnen zu machen, wie auch er nie alterte. Von jenen ersten aber soll hier nur der große Andreas Heusler genannt sein, weil seine Gestalt sich, so lang ich

denken kann und schon dem kleinen Knaben, wahrhaft in mich eingesenkt hat als eine der herrlichsten Inkarnationen gütigen, großen und strengen Sinnes.

Aber auch andere waren da, die sich sehen lassen konnten: Jakob Burckhardt; der geniale Bernoulli. Ein ganz junger kam: Friedrich Nietzsche. Mein Vater sagte mir von jener Zeit: er habe sozusagen die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" noch als Kolleg gehört; denn die jungen Dozenten besuchten gegenseitig ihre Vorlesungen. „Hat man ihn denn damals dort schon erkannt?" fragte ich, als von dem Basel jener Zeit die Rede war. „Daß er ein geistreicher Kerl war merkte natürlich jeder und gab es zu", antwortete mein Vater. „Aber einer der eigentlich nur in Aphorismen redete —? so was galt damals nichts Rechtes — Ja! Es falle ihm doch wenigstens etwas ein, habe einer zur Verteidigung Nietzsches bemerkt. — Nun ja! aber er gehe ja auch den ganzen Tag spazieren! da müsse ihm doch auch etwas einfallen." — Ich weiß nicht, ob die letzte Bemerkung von meinem Vater herrührte. Ich erzähle sie auch nicht um der Anekdote willen sondern um darzutun, daß diese Gelehrten ziemlich viel voneinander verlangten.

Diese Dinge und Menschen freilich, die für meinen Vater bedeutsam waren, erlebte ich nicht und meine Geburtsstadt gab mir selbst in dem Erlebnis des Springbrunnens nichts dessen nicht auch eine andere Stadt fähig gewesen wäre. Dagegen wurde es für mich bedeutend, wenige Jahre vor dem Deutsch-Französischen Krieg geboren zu sein, und zwar gerade so daß ich die mit seinem Ende beginnende neue Zeit, wenn auch in kindlicher Weise doch im vollen Bewußtsein, sie erlebt zu haben, betrat.

Denn das zweite Erlebnis, von dem ich weiß und das ich als eigen bezeichnen darf, war der Einzug der siegreichen deutschen Truppen nach Beendigung des Krieges.

Ich sehe mich in einer andern, geräuschvolleren Stadt, die ich nun schon fühle und als Umgebung empfinde. Eine breite Straße auf die ich hinabsehe trennt mich von gleichförmigen, stattlichen Häusern die auf der andern Seite stehn. Ich lehne mich, mit dem Bauch über eine weiße Fensterbank liegend, so weit hinaus als dies das Gleichgewicht gerade noch erlaubt. Ab und zu legt sich meiner Mutter Arm auf mich, die von hinten herantritt und über meinen Leib und Kopf hinausblickt. Aber dann tritt sie wieder zurück, denn es sind viele Menschen im Zimmer und an den andern Fenstern mit denen sie sich unterhält. Meine Beine baumeln herab, an der Wand herunter, oder strecken sich gerade nach hinten aus, um das Gewicht nach innen schwerer zu machen, wenn es drunten was zu sehen gibt. Unter mir und drüben dicht an die Häuser gedrängt stehen Menschen Kopf an Kopf, aber ich kann nicht gerade nach unten sehn, denn unter den Fenstersimsen sind dicke Gewinde von Laub im Bogen angebracht, die mir die Aussicht abwärts versperren. Indessen, das ist so: jeder weiß was vorgeht, und ich bin auch ein Jeder. Ich fühle mich sehr wohl, sehr wichtig, sehr vorbereitet und warte, die Vorgänge auf der Straße aufmerksam verfolgend. Auch aus den Fenstern drüben gucken die Menschen heraus, über Guirlanden gelehnt, die Mitte der Straße aber in ganzer Breite ist frei; ich sehe drüben das klare eilige Bächlein in seinem gemauerten Bett, das — in seinem ganzen Laufe oben damals noch offen — die Straße

von dem Bürgersteig trennt wo die Menschen stehn, die es, wie ich meine, in Reihe und Ordnung hält. So wartet man. Man legt mir Blumen hin, kleine gebundene Sträußchen, um sie auf die Einziehenden herabzuwerfen. —

Das alles gewahre ich, übersehe ich und ordne es in mir. Es war klar und hell um mich und ich freudig erregt, als plötzlich ein seliger Schlag mich durchfuhr und alles in einem Rauschen versank das in mir aufstieg. Alles war verschlungen, ausgelöscht in eine nichtige Ferne gerückt durch einen einzigen Anblick. Denn indem ich wie zufällig nach dem Nachbarhaus zu meiner Rechten hinübersah, begegnete mein Auge dem Blick einer wunderschönen Frau der auf mich gerichtet war. Sie lehnte oder saß mit einer andern lässig und breit, den Kopf an das Holz der Umrahmung zurückgebogen, in einem Fenster das dem was ich innehatte zunächst lag und sah mich, leise mit der andern sprechend deren Gesicht ihr zugewandt war, unverwandt und ohne sich zu regen an. Auch ich regte mich nicht mehr. Sie schien mir unfaßbar schön, unfaßbar ernst zu nehmen. Ich fühlte dies. Ich fühlte daß ich es tat, daß dieses Ernstliche Liebe sei. Ich fühlte, daß ich sie liebe — denn das mußte es sein; ja daß man sie lieben müsse, jeder sie lieben müsse. Aber ich liebte sie am heißesten; ich liebte sie richtig! Es war mir recht, daß auch sie mich liebte. Ich wußte daß sie zu der andern Frau von mir sprach; denn sie sah noch immer unbewegt zurückgelehnt und leise redend unter halb gesenkten Lidern ernst und wie in sich verfangen zu mir hin. Auf einmal glitt sie von der Fensterbank herab und verschwand im Innern des Zimmers. Ich war nicht im leisesten betroffen; ich traute ihr. Da war sie wieder. Sie trat ans Fenster, aus dem jetzt die andere

Person zurückgetreten war, und reichte mir — man denke —: sie reichte mir, über die Spitze eines Stockes an einem Tragband aufgehängt, meine erste Botanisierbüchse — eine grüne Botanisierbüchse an einem roten Bande — in mein Fenster hinüber.

Ich wußte nicht was mir geschah; das heißt: ich wußte was mir geschah. Denn das war ja nur das Zeichen. Ich war stumm und stolz vor Glück. Unterdessen war meine Mutter herangetreten, die den grünen Gegenstand bemerkt hatte. Sie forderte mich auf, nachdem sie der Dame wohl einige verbindliche Worte über ihr Geschenk gesagt hatte, ihr auch nun selbst zu danken. Ich sah meine Mutter erstaunt an und habe meiner Schönen nicht gedankt. Wußte meine Mutter denn nicht, daß es gar nicht mehr um die Botanisierbüchse ging?

Aber ich sollte erfahren, daß es für kleine Knaben noch mächtigere Dinge gab als die Liebe. Plötzlich ertönte von ferne Musik. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Menschen, drunten auf der Straße, droben an den Fenstern, wo sie sich jetzt drängten. Meine Mutter packte mich fester. Alles sah nach links, wo über die Brücke vom Flusse her die Truppen im Anmarsch waren. Die Menschen hatten auf einmal Hüte, Arme, Tücher und Stöcke die sie schwenkten. Alles schrie. Auch ich schrie. Ein Schellenbaum mit wehenden Roßschweifen zitterte und klingelte bei jedem Schritt voraus, und manchmal bebte er in Ekstase mehrere starke Schritte ununterbrochen. Pauken und Becken stampften in unaufhaltbarem Takt und dunkle und helle Instrumente dröhnten gegen sie an. Danach kamen zwei oder drei Pferde die unter stillen Offizieren unbeirrt ihre geduldigen Schritte machten. Dann die Soldaten. Ich drückte meine Botanisier-

büchse fest an mich um sie vor Erregung nicht fallen zu lassen und bombardierte die Musik, die Soldaten mit meinen Blumensträußchen, und wenn einer eines von meinen nicht gleich aufhob, wäre ich am liebsten hinterhergesprungen. Auch die Soldaten waren sehr schön mit den vielen Eichenkränzen um die Helmspitzen; aber nichts übertraf den Schellenbaum.

Das war nun für mich freilich ein unvergeßliches militärisches Schauspiel und erst sehr viel später wurde es von andern in den Schatten gestellt. Es mochte vielleicht ein Bataillon sein was da einzog, höchstens zwei; aber für mich war es die Heimkehr der deutschen Truppen aus dem französischen Krieg der ich beigewohnt und zugejubelt hatte. Als solche lebte sie in mir fort.

Als alles vorüber war, die Menschen auf der Straße sich verlaufen hatten, die Fenster an allen Häusern leer lagen und auch aus unsern Zimmern die Gäste gegangen waren die des Schauspiels wegen gekommen waren, rückte ich mir von den ungeordnet umherstehenden Stühlen einen an jenes Fenster, kletterte noch einmal auf meine Fensterbank und lehnte mich hinaus. Das Fenster nebenan in dem die schöne Frau gesessen war leer, das Zimmer dahinter offenbar verlassen. „Komm jetzt! es gibt nichts mehr zu sehn!" rief meine Mutter und ich kam um nicht zu sagen, warum ich gerne geblieben wäre.

Ich habe meine erste Liebe nie wiedergesehen. Aber obgleich ich ihr im Innern eine Art Treue bewahrte und mich die Liebe zu ihr viele Jahre, bis in meine späte Gymnasiastenzeit, nicht verließ und auch dann noch lange keine andere an ihre Stelle trat, so war es doch nicht nur die Frau oder etwa nur eine Zärtlichkeit, die ich mir erwartete oder ersehnte, um die es ging.

Ich empfand eine ungeheure Genugtuung zu lieben. Das Gefühl, sooft es mich beglückte, hat mich nie betrogen. So weiß ich auch, daß ich damals liebte. Kein Gebilde meiner Phantasie oder eine Märchengestalt hat je Gewalt über mich gehabt. Keine eingebildete Frau, kein Ideal habe ich an die Stelle von Fleisch und Blut geträumt. Jener Frau im Fenster gehörte meine erste Liebe, und die der meine letzte gehört wird nicht tiefer geliebt sein.

Damals war ich noch nicht vier Jahre alt. Die Stadt aber, wo ich den Einzug der Truppen und meine erste Liebe erlebte, war Freiburg im Breisgau. Dorthin waren meine Eltern bei Kriegsbeginn in einem raschen Aufbruch von dem nahen Basel übersiedelt. Die Schweiz war neutral; die Deutschen mußten über die Grenze. Mein Vater wurde ohne weiteres in den Lehrkörper der juristischen Fakultät der Universität übernommen. Übrigens wurden, so viel ich weiß an allen deutschen Universitäten, während des Krieges die Vorlesungen nicht unterbrochen. Doch muß mindestens eine Zeitlang mein Vater als freiwilliger Krankenpfleger mit im Felde oder wenigstens von zu Hause fort gewesen sein. Denn ich holte als Knabe in späteren Jahren öfters mit einem gewissen Schauder als einziges Kriegshinterbleibsel von dem ich wußte eine schwarze Wachstuchmütze militärischen Schnittes aus seinem Schrank hervor, auf der in weißem Felde einer Tuchkokarde ein rotes Kreuz aufgenäht war und die er, wie er mir erzählte, in dieser Verwendung getragen habe. Als Sohn Frankfurts, der freien Reichsstadt, war er nicht im Soldatendienst ausgebildet; es gab zwar damals auch dort schon eine Dienstpflicht, aber es war zulässig und anständig, sich von dem wenig geachteten und spießigen Militärdienst loszukaufen,

von welchem Privileg denn auch mein Großvater für meinen Vater Gebrauch gemacht hatte. Indessen hat mein Vater, wie ich oft genug herausfühlte, es zeit seines Lebens nie ganz verwunden, nicht mit den Waffen in der Hand in diesem Kriege auf deutscher Seite gekämpft zu haben. Es wurde da um etwas gekämpft worum er in seinem Innern mitkämpfte, und es wurde etwas errungen was zu erringen die Sehnsucht gerade seiner jungen Seele gewesen war. Er hatte als Schuljunge die freiheitliche Bewegung des Jahres 1848 in seiner Vaterstadt, in seinem Vaterhaus mitverspürt, mitgeatmet; er hatte Spalier gebildet mit andern seines Alters, ein Neunjähriger, als die Mitglieder der Nationalversammlung in die Paulskirche einzogen; er kannte Uhlands berühmte Rede auswendig; er wußte daß sein Vater, erst Anwalt dann Richter am Appelationsgericht in Frankfurt, Vertrauter, Freund und Mitarbeiter der Männer war die die deutsche Verfassung berieten; er hatte schon einmal für ein Deutschland, für einen Kaiser gezittert; man war nahe daran gewesen — dann war die Enttäuschung gefolgt: der König von Preußen sandte die gewaltige Deputation die ihm auf Beschluß der Nationalversammlung die Kaiserwürde antrug, ja seine rechtmäßig erfolgte Wahl zu dieser Würde verkündete, abschlägig ihrer Wege; der Bund, das Reich kam nicht zustande.

Nun war der deutsche Staat, nun war das Reich, nun war der Kaiser da. Aber an diesem Ziel, wie mit seiner Seele auch mit allen seines Leibes Kräften mitgeholfen zu haben, wäre nach seiner Natur und Art erst die wahre Erfüllung für meinen Vater gewesen. Ja, diese beiden Worte: Reich und Kaiser, sie sind sogar für mich die ersten die ich aus dem Munde

meines Vaters vernommen zu haben mich entsinnen kann. Denn so sicher er auch manches liebe Wort vorher an mich gerichtet hat das meiner Erinnerung entschwunden ist, so betraf doch das erste das ich von ihm bei mir frage diese Dinge. Es war vielleicht einige Jahre später, noch bevor ich in die Schule kam, als er mich zu sich rief, um mich, was er öfter tat, ein Geldstück in eine kleine Sparbüchse werfen zu lassen die er für mich hielt. Hierbei sagte er — wahrscheinlich zufällig aber dann mit einer plötzlichen Absichtlichkeit, während ich auf seinen Knien saß und schon nach dem Gelde griff um es in den lustigen Schlitz der Büchse zu versenken: „Warte! — Siehst du: das ist Reichsgeld; und das da ist der Kaiser. Denn wir haben ein Reich und einen Kaiser. Weißt du, was das ist: ein Reich und ein Kaiser?" Nun, ich wußte aus Märchen: es gab Kaiser und Könige, und der Kaiser war der mächtigste. Ich fragte nicht. Es machte mir aber doch Eindruck. Ah! sagte ich mir: da hat man also was, wenn man einen Kaiser hat. Vielleicht haben andere keinen Kaiser und kein Reich. In einem Gefühl von Stolz und Selbstgefühl habe ich die Worte meines Vaters nie vergessen. Er begann meine Erziehung zum Staatsbürger früh; aber er hat mir dabei ungewollt etwas verschwiegen, worauf ich erst sehr viel später mit Befremden aufmerksam wurde.

Dies also, die Aufrichtung eines deutschen Reichs, die Ausrufung und Krönung eines neuen deutschen Kaisers, das Ende eines siegreichen Kriegs, die Einigung zu einem großen Volk, der Beginn einer neuen Zeit unzweifelhaften Ansehens und großer Macht, die Erfüllung wie es schien aller ihrer jungen politischen Träume, erschütterte und erhob die Männer und Frauen die damals um mich waren zur gleichen Zeit

und in der gleichen Stunde als ich den Anblick eines mit Musik einziehenden Bataillons und meine erste Liebe genoß. Was dennoch das eine und das andere für mich wurde, habe ich schon berichtet. Als später, nach jenem Wort meines Vaters und noch später durch Unterricht, ich mit der geschichtlichen Darstellung des Krieges und des Friedens bekannt wurde, wurde jenes Schauspiel der aus dem Kriege heimkehrenden Soldaten die Bestätigung für mich, beim Beginn jener Zeit dabei gewesen und von ihr wirklich mit erfaßt zu sein.

Vorerst freilich spürte ich davon noch nichts. Während aber die Stadt meiner Geburt gleichgültig und spurlos hinter mir versunken war und ich nicht einmal wußte daß und wie ich sie verlassen und mit einer andern vertauscht hatte, beschenkte mich Freiburg als Stadt und Schauplatz jener Jahre auch außer meiner ersten Liebe und dem Beginn meiner Zeit, selbst wenn ich ihn erst nach und nach als solchen begriff, mit sehr lebendigen nachhaltigen und fühlbaren inneren Erlebnissen. Da war die Landschaft die es mir antat, das Dasein der Berge, des Flusses, der Wiesen, der Blumen; da waren die Menschen schon, die ich unterschied, schön, jung und freundlich zu mir; da war sogar das erste Rätselhafte, Beunruhigende, Geheimnisvolle.

Denn die Berge lief ich nun hinauf, immer etwas hinterher, wenn es mit dem Vater war; denn der ging immer zu rasch und auch auf ebenen Wegen befand ich mich mit ihm in einem ewigen Laufschritt. Das Steigen machte mir Freude; die Berge waren etwas anderes als der Springbrunnen zu dem man hingetragen wurde. Da war eine Anstrengung, ein erster Sieg. Wenn mein Vater mich vor der Mutter lobte, daß ich tapfer ausgehalten und ausgeschritten sei, sah ich

sie an und freute mich; denn ich dachte nun darf sie stolz sein auf mich. Wenn er mich aber bei solchen Gängen und Besteigungen, die freilich noch klein genug waren, zum Schluß um mir zu helfen oder mich zu beschleunigen an der Hand nahm, weinte ich und kam heulend nach Hause. Nein; es sei gar nicht schön gewesen heute, erzählte ich meiner Mutter. Aber so viel ich mich erinnere, weinte ich nur einmal; dann gab mein Vater mir nicht mehr die Hand.

Die kleinen Bäche die so lustig die Straßen entlang liefen — wenn ich einen großen Schritt machte, konnte ich schon hinübergelangen. So mußte eine Straße sein; mit lustigen klaren Bächen zu beiden Seiten, die wie glänzende eilige Speere dahinschossen. — Der Fluß, in seinem steinigen Bett, die Dreisam, lief quer durch das Land; hüben war die Stadt (damals), drüben die Berge und Wiesen. Auch der Fluß war lustig, sprang und tanzte hurtig über die Steine, manche Stufe hinab die ihn staute, die ihm einen rollenden kleinen weißen Wasserfall abnötigte. Ich kannte keine anderen Flüsse; aber so mußten Flüsse sein.

Zu den Wiesen drüben mit den vielen Blumen ging ich nicht mit meinem Vater, der zu unternehmend, zu stürmisch, zu männlich für Wiesen und Blumen war. Dorthin ging ich mit meiner Vertrauten aus jener Zeit, der jüngeren Schwester meiner Mutter, die wohl ziemlich lange, vielleicht auch öfter bei uns zu Besuch war. Sie war womöglich noch anmutiger, noch jünger, noch heiterer als meine Mutter der sie angenehm glich. So kann ich ihre beiden Gestalten und ihren Umgang mit mir — die einzigen die sich in mir vermischten — in meiner Erinnerung nicht ganz auseinanderhalten. Aber als meine Vertraute hat die Tante mir in jener Umgebung näher gestanden als die Mutter. Ich empfand

dieses nahe Verhältnis ganz genau und war sehr glücklich darin. Es beruhte jedoch weder in besonderen Eröffnungen — ich hatte nichts auszuschütten — noch einem besonderen Bedürfnis mich mitzuteilen oder mich jemandem zu vertrauen — ich empfand dafür weder eine Zu- noch eine Abneigung — sondern in einem gemeinsamen Verbringen, in dem gemeinsamen Genuß jener Wiesen, ihres Duftes, ihrer Blumen, gemächlicher Gänge ohne besonderes Ziel, bei denen sie mich an der Hand nehmen durfte ohne daß ich mich schämte, oder einer Ausruh in ihrem Schoß, bei der ich einen Arm um ihren Hals schlang und in die Landschaft sah. Bestand zwischen meinem Vater und mir schon von den frühesten Zeiten ein ungeschriebener Ehrenkodex, den aber ich aufgerichtet hatte und der schon damals und in höherem, wahrhaft verhängnisvollen Grade bis in meine Mannesjahre etwa verlangte, niemals eine Frage an ihn zu richten die ich mir am Ende selber beantworten konnte, eine Hand nicht anzunehmen solange es auch noch gerade ohne sie ging, ferner aber — als Selbstverständlichkeit und Ehrenpflicht — Gefühle zu verschweigen, so war dies alles oder ähnliches ihr gegenüber nie zu spüren. Indessen war sie meine Vertraute nur in dieser Umgebung; sie verlor diese Eigenschaft sofort und völlig, wenn sie sie verließ.

Eines aber verbindet sie auf ewig mit jenen Jahren. Sie blieb, wie meine Eltern, wie die Freunde und Kollegen meines Vaters, die ich sehr wohl im Gedächtnis behielt, in meiner Erinnerung so jung und reizend wie sie damals war. Alle Menschen, die dort in mein Leben traten, teilten diese Eigenschaft. Das Erleben der Dinge war so fest und unzerstörbar daß die Zeit auch den Menschen, denen ich damals begegnete, ihre Ge-

stalt, ihre Jugend, ihre Ewigkeit ließ. So trage ich das Gedächtnis meiner Vertrauten, so trage ich das meiner Eltern, obwohl ich sie alle weiß werden sah, dennoch in der Erscheinung jener Zeit in mir: jung, glücklich, schön, heiter, unantastbar, fast leicht; als ob das Land dort ein wahrhafter Aufenthalt Seliger gewesen wäre wo es kein Alter gab.

In dem Bild meiner Erinnerung spielen keine Kinder; wenn ich überhaupt schon damals mit ihnen in Berührung kam, machten sie mir keinen Eindruck. Des Daseins eines jüngeren Bruders, der zwei Jahre nach mir auf die Welt kam und der mich vielleicht näher hätte angehn sollen, kann ich mich in keiner noch so unklaren Vorstellung entsinnen. Aber er muß sich freilich mit sämtlichen, auch später geborenen Geschwistern trösten, von denen ich es heute noch nicht begreife daß ich sie jemals als Kinder gesehen haben soll. Selbst meine jüngste Schwester, die geboren wurde als ich schon Gymnasiast war, kenne ich als Kind nur von Photographien.

Mit den Männern und Frauen der Freiburger Jahre verhält es sich anders. Noch heute sehe ich meinen Vater, Heusler, wenn er von Basel herüberkam, Sohm, von Schönberg, Bülow, Degenkolb, Hartmann, die mir dort das erstemal begegnet sind und die ich nachmals als bekannte und berühmte Lehrer und Gelehrte in andern Städten wieder traf, noch immer sehe ich das Paar der Frauen in der Jugend ihrer Bewegungen, ihrer Züge aus damaliger Zeit.

Wie erstaunte ich aber, als ich eines Tages gewahrte, daß es außer der Welt in der mein Vater, in der meine Mutter und ihre Freunde herrschten, in der ich umging und die meine Welt war, noch eine ver-

zauberte Welt gab, in der unerklärliche Wesen lebten und Erscheinungen sich abspielten von denen ich nichts wußte. Als ich einmal mit meinem Vater spazierenging — und natürlich waren die Gänge mit ihm viel aufschlußreicher als die mit dem Ebenbild meiner Mutter in den Wiesen — gerieten wir auf dem Schloßberg, der sich unmittelbar im Rücken der Stadt erhebt, an eine Stelle wo man einen Ausblick auf sie hat. Ziemlich nahe im Vordergrund, außerhalb der Stadt und zunächst dem Berge, war ein Zirkus aufgeschlagen, ohne Zeltdach nur aus einer Anzahl im Kreis gezogener Planen hergestellt, die an eingerammten Stangen befestigt waren. Man konnte von unserm Standpunkt etwas in den Zirkus hineinsehen; ein still hängendes Trapez mit roten Troddeln war dauernd sichtbar. Aber um es herum, dem Verlauf der Zeltwand folgend, bewegten sich, von einer unsichtbaren Gewalt nach jedesmaligem Verschwinden immer von neuem emporgeworfen, drei große goldene Kugeln um die Manege. Drüben, wo man am tiefsten in den Zirkus hineinsehen konnte, sah man nackte Arme eines Mädchenrumpfes nach ihnen greifen, der unter emporwallendem Haar in einem glanzgrünen Mieder steckte und unter den goldenen Kugeln vorüberflog. Mein Vater versicherte, das Mädchen stehe auf einem Pferd das im Kreise um den Zirkus galoppiere. Dies erklärte mir vielleicht den Vorgang aber jedenfalls nicht die Welt in der er sich abspielte. Ich sperrte Augen, Maul und Nase auf. Das Schauspiel war fesselnd und unheimlich. Ich blieb eine Weile stehen und folgte wie gebannt dem Auf und Ab und den sich verschlingenden Bahnen der Kugeln. Mein Vater sah vielleicht daß ich mich vergaffte und zog mich fort. Aber ich wurde die fliegenden Kugeln und die nach

ihnen greifenden Arme nicht los. Nach meiner Gewohnheit fragte ich nicht. Es war etwas was nicht zu uns gehörte. Es kam nicht aus dem gleichen wie der Boden den ich unter meinen Füßen fühlte, wie die kleinen Bäche die ich übersprang, wie die Blumen die ich pflückte, wie die Menschen die mir ihre Liebe antaten. Es verließ mich die Vorstellung nicht, daß in dem Rund des geschlossenen Zeltes, zu dem ich keinen Eingang gesehen hatte, etwas Lebendiges grausam eingesperrt und verzaubert sei; daß dies Mädchen nie dort heraus könne — vielleicht waren schon Geschichten schuld daß ich so dachte; daß es die goldenen Kugeln ewig unlustig und unsinnig im Kreise herumtreiben müsse oder dergleichen; daß es doch schön und verführerisch aussah wenn sie flogen und daß das eben verführerisch sein solle. Ich konnte mir keine Rechenschaft geben und steigerte mich in der Verfolgung und Ordnung des Schauspiels in meinem Innern bis zu einer großen Beunruhigung.

Am nächsten Tage nahm mein Vater, der wahrscheinlich den Zirkus schon vergessen hatte, zufällig den Weg wieder auf den Schloßberg, und da es um die gleiche Stunde war, kamen wir an dem Ausblick wieder gerade an, als die goldenen Kugeln flogen. Diesmal — ich weiß nicht warum — sah man von dem Mädchen nichts. Aber ich hatte nun erst recht den Eindruck, als flögen sie immer, als hörten sie nie auf zu fliegen, als flögen sie um Menschen anzulocken und zu verführen. Es war da ein geheimnisvolles Reich, ein Reich außerhalb meines Bereichs, ein Reich mit verzaubertem, gefesseltem Leben, einem ungreifbaren Widerschein eines Lebens in das man eingefangen werden sollte. Die Kugeln waren glänzend und lockten. Es war die erste Beunruhigung und Be-

schwerung meines Lebens. Ich fühlte sie ganz deutlich und schauderte wie im Instinkt eines Tieres. Ich weiß es nicht, ob es auf diese Empfindung zurückzuführen ist, daß ich zeitlebens keine rechte Freude an Darstellungen von Artisten finden konnte; sie schienen mir wie von einem unheilbaren Zauber, einem Nichts besessen.

Damals ging das Problem noch an mir vorüber. Das Sichtbare verschwand. Als wir nach einigen Tagen wieder auf den Schloßberg kamen, war die Stelle wo der Zirkus gestanden hatte leer und die Stadt breitete sich in ihrem heiteren Frieden vor mir aus.

Denn auch das Bild der Stadt selbst als ein Ganzes, eben von jenem Berge betrachtet, blieb, vielleicht nicht im Tatsächlichen doch als Empfindung, mit einer Deutlichkeit in mir erhalten die ich einem Erlebnis gleichzustellen versucht bin. Ich weiß daß ich es einsog. Damals empfand ich, ja ich wußte was eine Stadt sei. Städte konnten mich nicht mehr betrügen und vorgeben sie seien es und waren es nicht. Bald sollte eine andere die Erfahrung machen daß sie es nicht könne. Doch versetzte ich die Menschen jener Jahre nie in die Stadt oder in ein Haus sondern immer in die Landschaft; sie gingen am Ufer des Flusses hin in Gesprächen miteinander, auch mit den Frauen, und ich ging beglückt mit ihnen. Es ist auch wahrscheinlich daß ich sie meist dort sah und traf. Nur die Gestalt meiner ersten Geliebten ist fest in das Fenster gebannt wo ich sie erblickte.

Ich war ein Kind und spielte. Von meinen Spielen erinnere ich mich vieles. Wie oft habe ich damals und später mit den zahllosen Holzklötzen eines riesigen Baukastens — er war ohne die Hilfe meines Vaters gar nicht zu bewegen — den Münsterturm gebaut,

— am liebsten den Münsterturm; und dann stürzte er so schön und majestätisch in sich zusammen, wenn man den untersten Pfeiler rasch wegzog. Aber dieses und anderes, Pferde selbst, waren nur Spiel. Niemals haben mir Spiele einen Eindruck hinterlassen, die heiteren nicht und die ernsten nicht, auch die mit meinem Vater nicht der sich öfters dazu hergab. Meine Erlebnisse durften auch heiter oder ernst sein, sie stammten aus ganz anderen Bereichen. Sie fielen mir so merkwürdig zu, wogegen ich Spiele aufsuchte oder sie veranstaltet wurden.

Mit der Begründung der jungen Reichsuniversität in Straßburg erhielt mein Vater einen Ruf dorthin, dem er folgte. Da es schwer war dort Wohnung zu finden — in die Stadt, die immerhin einigermaßen im Kriege Zerstörungen erlitten hatte, zogen die Reichsbehörden, deutsches Militär, deutsche Professoren, Beamte und Studenten ein — blieb meine Mutter mit uns Kindern, mir und dem mir unbewußten jungen Bruder, noch in dem nahen Freiburg und es muß in dieser Zeit gewesen sein, daß ihre anmutige Schwester bei uns war und meine Vertraute wurde. Mein Vater brauchte nur das Rheintal zu durchqueren um zu dem neuen Ort seiner Tätigkeit zu gelangen; er wußte uns nah; sooft es anging, vermutlich die meisten Tage der Woche, kam er nach Freiburg zurück. Bei dieser Einrichtung unseres Lebens wurde mir der Boden des nun schon Gewohnten, Heimischen, Gesicherten, den ich unter meinen Füßen spürte, solange wie möglich erhalten. Plötzlich aber, wie auf einem Zaubermantel weit hinweggeführt, sehe ich aus einer Dachluke über steile Dächer. Riesige Störche, unheimlich nah, nisten ringsumher auf vielen Schornsteinen oder fliegen als

ungeheure Schatten ab und zu. Die Spitze und der schöne Steinleib eines Münsterturms, eines andern, größeren, sind vor mich hingestellt wie zum Greifen, sonst nichts als Himmel. Ich bin in Straßburg — ich weiß wohl. Wir sind dem Vater nachgezogen; dies Dachfenster gehört zu unserer Wohnung. Es war im Jahre achtzehnhundertdreiundsiebzig und ich stand in meinem sechsten Jahr.

Von der Stadt habe ich kaum eine Erinnerung. Auf dem Broglieplatz saßen französische Offiziere in einem besonderen, offenbar ihnen bestimmten Café — vielleicht Genesende aus Lazaretten oder Übergabekommandos oder Gefangene. Ich empfand sie deutlich als feindlich und fremd und prüfte in ihren Gesichtern ob sie traurig wären oder weinten weil sie den Krieg verloren hätten; da sie aber nichts dergleichen taten begriff ich sie erst recht nicht. Der Blick aus der Dachluke, wie ich ihn beschrieb, und der Platz mit den fremden Offizieren war alles was mir Eindruck machte; auch daß die Straße in der wir wohnten nach meinen Begriffen eng war und ich hohe und steile Treppen zu unserer Wohnung stieg, machte mir einigen Eindruck und nicht den besten. Indessen gingen mir diese Dinge nicht nach. Mein Aufenthalt in Straßburg war kurz; wahrscheinlich wurden wir Kinder schon bald in das großelterliche Haus nach Frankfurt gebracht, denn die Odyssee meines Vaters und mit ihr die meine dieser Jahre endete nicht in Straßburg; schon im nächsten Jahre gab es die letzte Fahrt, die weiteste, folgenreichste, die nördliche für uns alle, die Fahrt in die ewige Fremde, so sehr wir alle diese Fremde zur Heimat machen wollten.

Es begab sich aber während der Straßburger Zeit daß mein Vater mich nach Kehl nahm um den Rhein

zu sehen. So viel ich weiß hatte ich ihn darum gebeten; ich brannte darauf, ihn zu sehen; und kannte schon die Wacht am Rhein. Als wir nun an dem Strom anlangten, der breit und hoch an flachen Ufern hinströmte, überwältigte mich der Anblick. Ungeheure Wassermengen schossen dunkel und fahl im Abend glänzend dahin und nichts von dem lustigen Springen der Dreisam, dem heiteren weißen Gekräusel ihrer kleinen Wasserfälle und dem harmlosen Ungestüm ihres Laufes kam mir zu Hilfe. Unaufhörlich zogen die Wasser, an keiner Stadt vorüber, beziehungslos, ziellos, in unermeßlicher Breite, einsam und unbefahren, und rissen an den Weidenbüschen der Ufer, daß sie Not zu haben schienen nicht mitgerissen zu werden. Ich vermochte diesem ewigen Fließen in meinem Innern nichts entgegenzusetzen. Es war stärker als ich, stärker als mir lieb war und ich ertrug. Es riß die Erde in diesseits und jenseits. Ich hielt die Augen starr mitten in den Strom gerichtet. Ich brauchte einen Halt — und griff nach meines Vaters Hand.

Ich erinnere mich daß ich sehr müde und abgetrieben heimkam. Meiner Mutter, die mich nach dem Rhein fragte, sagte ich, er sei sehr schön. Ich log. Aber das war es nicht was mich bedrückte, vielmehr: daß meine Mutter annahm, ich habe mich tapfer benommen und ich hatte es doch nicht. Ich schämte mich daß es mich überwältigt hatte. Wie sollte ich das auslöschen? wie dem begegnen? Das konnte mich doch wieder ankommen? Anderes konnte mich ankommen, dem ich nicht gewachsen war.

Ich mußte in den Fluß hinein. Ich mußte das erleben. Ich stellte mir vor, ich würde von dem Wasser fortgerissen, weit, weit, bis ins Meer. Ich hatte den Kopf oben. Lange; immer noch. Es trug mich weiter

und weiter: ich hatte den Kopf oben; immer noch. Ich hatte ihn immer oben. Und dann: dann ging man eben unter. Das gehörte sich so. Das konnte einem begegnen daß man unterging, und dann ging man eben unter. In dieser Vorstellung beruhigte ich mich allmählich. Es beruhigte mich daß da ja dann niemand sei der einem helfen könne und daß es ja dann gehen würde. Es handelte sich nicht darum, daß es dann aus sei, daß man stürbe. Daran dachte ich gar nicht — sondern wie man sich diesem was da herandränge, diesem Stärkeren gegenüber benehme. Tausendmal, damals und später, ließ ich mich so forttreiben bis zu diesem Untergehn — immer mit der Sehnsucht zu erproben ob man es wirklich vermöchte.

Wahrscheinlich erschrak ich damals noch vor jedem Hund der mich ansprang und vor jeder Hummel die mir zu nahe kam. Aber das war wohl instinktive Abwehr, wie ich wahrscheinlich auch rasch genug meinen Fuß weggezogen hätte, wenn eine glühende Kohle darauf gefallen wäre; und jedenfalls machte es mir keinen Eindruck. Ich durfte vor einer Fliege meine Hand zurückziehen und durfte vor dem Übermächtigen nicht die Hand meines Vaters suchen.

Aus diesen Vorstellungen entnehme ich auch daß ich ohne kindliches Gebet und ohne den kindlichen Glauben an Gott aufgewachsen bin, und diese Annahme findet eine Bestätigung von der ich an ihrem Platze erzählen will. Niemals kam es mich an, bei meinen Fahrten in den Untergang einen Retter, einen Helfer zu erwarten, den ich anrufen könnte, der seine Hand über mir hielte, der mich nicht umkommen ließe. Nein: dann ging ich eben unter. Sicher war Gott nicht zu meiner Errettung da. — Auch erinnere ich mich daß, als ich in späteren Jahren zufällig einmal

meine kleinen Schwestern abends beten sah, ich mich darüber wunderte und mich fragte, ob wir Älteren das auch getan hätten.

Zweites Kapitel

Während Vater und Mutter den Umzug aus Straßburg und die Übersiedelung in eine neue Umgebung betrieben von der wir nichts ahnten, sahen wir Kinder uns, wie schon erwähnt, im Haus der Großeltern in Frankfurt untergebracht, dem Vaterhaus meines Vaters. Auch die Eltern meiner Mutter lebten in der Stadt, aber die Großeltern unseres Namens und von beiden besonders die Großmutter wurden ihrer Persönlichkeit nach und um der Beziehung zu meiner Knaben- und Jünglingszeit willen die wichtigeren. Da von Frankfurt die Fahrt in jene Fremde ging in der wir, obgleich sie im deutschen Vaterlande lag, doch nie eigentlich Wurzel fanden und jedenfalls keine Wurzeln hatten, da, wenn auch nicht wir so wenigstens die Eltern Frankfurter waren, es uns Kindern wohl in der Stadt erging, wir immer nur hierhin zurückkehrten wie zur Wohltat einer besser bekannten Erde und Sonne, sie uns immer wieder umfing und gefangen nahm, genoß sie eine besondere Neigung bei uns. Von hier kam alles Gute. Hier feierte man Weihnacht, doppelt sogar: denn die beiden Großeltern bereiteten uns gesondert das Fest. Nirgends war das Brot, waren die Eierweck, die Brenten, das Buttergebäck, das Bauerngebackene, die Pfeffernüsse, die Lebkuchen, die Würste, der Handkäs, das Bier, der Wein, selbst das Wasser besser als in Frankfurt, von den Bethmännchen und den Radankuchen der Großmutter,

die es anderswo überhaupt nicht gab, gar nicht zu reden. Von hier kam das Schöne, das Ausgesuchte. Hier wohnten die Menschen die uns angingen. „Morgen gehn wir ins Burnitze, übermorgen ins Bansas und am Sonntag ins Heerdte" sagte die Großmutter. (Sie verwandte, wie ich später mit Genugtuung feststellte, eine Art griechischen Genitiv des Orts; denn es war zu ergänzen: ins Haus der Burnitz, ins Haus der Bansa, der Heerdt, — und sie hätte noch viele solche Genitive bilden können.) Hier war das Nizza, der Zoo mit den Bären (der einzige damals von Bedeutung in Deutschland), der Palmengarten mit den Azaleengängen. Hier sprach man die Sprache unserer Mutter. Und hier stand — oben am Main, am schönsten Fleck, „an der schönen Aussicht" — das Haus, und die Großmutter erwartete uns.

Aber es war mehr als Erinnerung. Wenn der Zug in der Frühe — denn wir benutzten fast immer die Nachtzüge — schon verlangsamt in seiner Fahrt über die Eisenbahnbrücke rollte, die damals den Main etwa an der Stelle der heutigen Kaiser-Wilhelm-Brücke überquerte, dann standen wir, mein Bruder und ich — ich wußte jetzt daß da ein Bruder an meiner Seite war mit dem ich das Leben teilte — auf dem Polster der Sitze nebeneinander. Das war Frankfurt. Uns gerade gegenüber, wo der Main herkam, ging die Sonne auf, legte ein goldenes Gewoge in den Fluß und setzte die Fenster droben wo wir hinschauten in eine blitzende strahlende Illumination. Die alte Brücke, dicht begangen von der Sachsenhäuser Seite, wogend von Marktweibern mit den schweren Körben auf dem Kopf, lag im tiefen Violett ihres Schattens mit vom Licht aufgerissenen Bogen. Dort, oberhalb der Brücke, suchten wir mit unsern Blicken das Haus.

Aber da war erst das Antlitz der Stadt selbst, diese schöngeformte Stirn, diese freie Anmut des an den Fluß geschmiegten Häuserleibes, diese fast zu liebliche Krönung in dem leichten Aufstieg des Doms, und weiter herunter am Ufer die festen Gefüge mittelalterlicher Bauten am Römerberg, die schmalen Ausfallgäßchen zum Ufer, die alten beengten Kirchen ins Band der Häuser an den Fluß gestellt, die flache „Muschel" und davor die vielen verankerten Schiffe mit den schwippenden Laufplanken zu den Landungsmauern. Das umfaßte begierig der Blick. Aber dann hing er sich fest an der langen geschlossenen Zeile der hellen Häuser oberhalb der Brücke. Dort! das Eckhaus! wir wußten: Nummer elf! Das war es. Das Eckfenster im ersten Stock stand offen. Wir hatten Augen wie junge Luchse. Die Großmutter war schon aufgestanden. Sie sah natürlich den Zug über die Eisenbahnbrücke fahren; sicher! sie sah es. Wenn der Bäcker jetzt noch nicht da war, würde sie unruhig werden.

Das alles lebt noch jetzt in mir als ob es ein Bestandteil meiner selbst geworden wäre.

Und dann waren wir auf einmal im Hause. Da war die breite kühle Treppe, um eine mächtige Holzspindel gedreht, hell und doch ehrwürdig mit breiten niedrigen Stufen, und oben, mit fester tönender Stimme, die Großmutter. Von meinem Großvater, einem ruhigen schönen Manne von großer stiller Freundlichkeit gegen uns, habe ich eine weit geringere Erinnerung; er starb lange vor der Großmutter, die uns aber von jeher in ihrer Lebhaftigkeit und ihrer Unternehmungslust ganz mit Beschlag belegte. Es war ein lebhaftes, von Verwandten, Bekannten, Freunden beständig und viel besuchtes Haus, aber alle verblaßten vor der Großmutter. Ich ging in den Zimmern umher und prüfte

ob alles noch an dem gehörigen Platz stand. Da war des Großvaters endloser Schreibtisch mit der dicken schwarzen Platte die sich wie Ebenholz anfühlte und den kleinen spielenden Schubladen aus Sandelholz; auch das Sandfaß war da (zum Ablöschen der Tinte), dessen feinen kühlen Strom er über unsere kleinen Hände goß bis sie ganz im glitzernden Sand begraben waren; wenn der Sand von unsern Händen warm wurde, war die halbe Sensation dahin und das Spiel hörte auf. Da war der perlengestickte breite Klingelzug mit dem schweren ziselierten Messingring am Ende. Da war der Flügel und kleine auf Borsten stehende Püppchen tanzten für uns unter dem geöffneten Deckel im Innern auf dem Holz des Resonanzbodens. Da war die Bronzeuhr mit der schönen deutenden Frauengestalt. Da waren die sicheren Stühle und Schränke mit ihrem ruhigen großväterlichen Schwung und in den Schlafzimmern die gleichartigen Betten mit den breiten ausladenden Enden an den geschwungenen Pfostenbacken. Ich kannte es alles; ich kannte es, obwohl ich doch die Gegenstände gleicher Bestimmung in meinem Elternhause nicht kannte. Als ob dort Dinge ohne Form und Wesen ständen und nur hier war Leben.

Vor den Fenstern aber ging der Main. Die schwer beladenen Schiffe schwammen rasch und glatt mit umgelegten Masten den frei fließenden Strom hinab und verschwanden durch die schmalen Brückenbogen; andere wurden gleichzeitig mühsam nahe dem diesseitigen Ufer, wo unten der Leinpfad lief, von eckigen starken Pferden stroman gezogen, und manchmal, wenn der Wind von Westen oder Süden blies, halfen große Segel an den Masten ihrem langsamen Fortkommen. Die Floße hatten es den Fluß hinab womöglich noch eiliger als

die Schiffe. Da die Strömung sehr stark war, wurden sie bei Hanau schon — wie uns die Großmutter sagte — auseinandergekoppelt und in vielen zueinandergehörigen Teilen, nur wenige Baumstämme lang, unter höchster Aufregung, Schreien und Rufen der Flößer durch die Brücke geflößt. Diese hingen an den sich biegenden, wuchtigen Fährstangen mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers um den unlenksamen Stämmen die Richtung zu geben. Beim Gegenstemmen wurden sie an ihren Stangen hoch empor gehoben und standen so oft minutenlang wie es schien schwebend und schimpfend über dem dahingleitenden Rand des Floßes spreizbeinig in der Luft. Wer am längsten und höchsten in der Luft schwebte genoß unser Beifallsgeschrei. Manchmal erwarteten wir mit höchster Spannung ein Zerreißen des Floßes an den Brückenpfeilern die sie streiften; aber selbst ein leichtes Krachen und Knirschen war schon schön und hinreichend ängstlich. Dazwischen standen schlanke Nachen in der Strömung die den sauberen Mainsand schöpften und mit zwei hochgespitzten Haufen vorn und hinten nach getanem Fang dem Sachsenhäuser Ufer zustrebten. Wie flinke blinkende Pfeile schossen die buntbemannten Boote der Rudergesellschaften in den Abendstunden über das Wasser, und ihre Geschwindigkeit wenn sie mit der Strömung ruderten schien die von Geistern zu sein.

So brauchte uns unsere Großmutter nur ans Fenster zu setzen, um unser Herz mit allem zu erfüllen was ihm damals groß und herrlich erschien, wovon sie denn, ab- und zugehend und in unsere Ausrufe mit eigenen ihr geläufigen einfallend, weitgehenden Gebrauch machte und dabei ihren häuslichen Geschäften nachging.

Die Großmutter war eine robuste Frau mit großen,

bedeutenden und sicheren Zügen und von einer ungeheuerlichen Kraft des Körpers und der Seele, die sie nach beiden Richtungen zeitlebens voll in Aktion brachte. Wenn sie in Bewegung war, zitterten die Türen, und nur wenn sie gerade mit der ihr genehmen Wucht durch sie hindurchfuhr und sie mit fulminantem Krach in voller Sorglosigkeit hinter sich zuschmiß, zitterten sie noch mehr. Sie behauptete etwa, ein Kuchenteig müsse eine halbe Stunde lang unausgesetzt gerührt werden, und da das eine ziemliche Leistung war, die das Mädchen offenbar nicht ohne Pause bewältigte, nahm sie ihr die Schüssel aus der Hand, rührte den schweren Teig die erforderliche Zeit in einem Sitz und gab ihr mit einer geringschätzigen Bemerkung über menschliche Schwäche, den Löffel energisch auf den Rand klopfend, ihre Arbeitsmaterie zurück. Wo sie einen Stuhl hinstellte, da stand er eben, und wenn sie eine Fliege tot schlug, war sie ganz bestimmt tot. Aber mit gleicher Energie, unter lebhaftem, bewunderndem „Hoh!" und „Hah!" und „Herrlich! unerhört!" vermochte sie es, lange Stellen aus Schiller oder Shakespeare aufzusagen, die sie begeisterten, oder unter „Schrecklich!" und „Schön!" meinem Großvater zuzuhören, wenn er ihr die Verse aus dem Homer, wo Achilles den Leichnam Hektors um die Tore von Troja schleift, in griechischer Sprache vorlas. Sie konnte kein Griechisch, aber sie liebte den Klang und den Sinn der Worte in ihrem Ohr. Alles Leben war Handlung für sie aus einer Anlage heraus. Sie agierte es. Es war dramatisch aus sich, selbst im Kleinsten. Ihre Erziehung an uns, ihre Lehren oder Zurechtweisungen verliefen nur im Dramatischen. Hatten wir etwas dumm angestellt, so dauerte es ihr viel zu lange, sich etwa in ein Gespräch, eine Erörterung

oder eine Belehrung einzulassen. Einen Augenblick stand sie in der Mitte des Zimmers und sah uns an. „Kinder wie Rinder!“ rief sie uns zu, schlug sich dabei mit den Fingerspitzen kraftvoll auf die Stirn, um den Sitz unserer Dummheit keinesfalls in Zweifel zu lassen, und fuhr eilig zur Tür hinaus die mit gewohntem Krach hinter ihr zufiel. Das war dann Vorhalt, Lehre und Verzeihung zugleich und in einem; und ich gestehe daß mir ihre Lehre in solcher sentenzhaften Verallgemeinerung einen weit größeren Eindruck machte und zugleich eine weisere erzieherische Beruhigung gewährte, als wenn sie mir vorgehalten hätte, ich hätte mich in dem und dem besonderen Falle besonders dumm, ungeschickt oder töricht benommen. Sie hat uns nie gestraft mit kleinen Maßnahmen, Verboten oder Züchtigungen. Ihre humorvolle Kraft war so stark daß sie uns bezwang ohne daß wir es wußten.

Waren ihre Lehren zwar gewiß zugleich gutmütig und unvergeßlich, so hat sie mir doch auch eine erteilt die mehr als das war und an der ich mein ganzes Leben getragen habe. Zum Bild des Mains, wie wir es damals von den Fenstern der großelterlichen Wohnung in uns aufnahmen, gehörten auch immer eine Anzahl Angler, die eine ziemlich harmlose Jagd auf kleine Weißfische machten. Sie standen sehr geduldig und gefahrlos wie es uns schien drunten am Ufer oder drüben auf der Maininsel und ab und zu konnten wir beobachten, wie sie einen glänzenden zappelnden Fisch aus dem Wasser schnellten und von der Angel lösten. Es muß während jener Zeit gewesen sein, gerade bevor ich in die Schule kam, daß uns diese Beschäftigung reizte. Wir fanden sie lustig und lehrreich und sagten der Großmutter, wir wollten auch angeln. „Angelt zum Fenster hinaus!“ sagte die Großmutter, die uns

offenbar nicht unbeaufsichtigt an den Fluß hinuntergehen lassen wollte, für die aber jedenfalls Angeln keine Beschäftigung war.

Nun weiß jeder der die Verhältnisse kennt, daß da vor den Häusern der Schönen Aussicht erst die Straße lief, dann die hohe Ufermauer abfiel, unten dann die Geleise der Mainuferbahn auf einem immerhin erhöhten Damm sich hinzogen, danach der Leinpfad und davor erst die Steine und der Sand des Ufers zu überschreiten waren um ans Wasser zu gelangen. Aber das kümmerte uns vorerst nicht. Wir machten uns aus einem Stock des Großvaters, einer Schnur und einer umgebogenen Stecknadel ein primitives Angelgerät zurecht, für jeden eines, und angelten zum Fenster hinaus. Ganz folgerichtig betrachteten wir die Menschen auf dem Bürgersteig als die Fische die sich fangen und anbeißen sollten, und führten also unsere Angelhaken artig und verlockend in Mund- und Nasenhöhe der Vorübergehenden hin und her. Es dauerte nicht lange als die Klingel ging und der dicke Polizeiwachtmeister erschien. „Frau Rat! das geht nit," sagte er betreten, „die Leut' beschwer'n sich!" Die Großmutter lachte, versprach Abhilfe und wir mußten unsere Angelruten einziehen. Aber wir drängten nun nach dem Main; die Großmutter hatte es doch nun einmal erlaubt und nur aus dem Fenster konnte man eben nicht angeln. Zu unserm grenzenlosen Jubel gab die Großmutter kurz entschlossen nach, bald standen wir unten am Wasser, warfen unsere gebogenen Stecknadeln nach Fischen aus und die Großmutter — ich sehe sie noch — ging in ihrem Seidenkleid, einen grünseidenen Knicker — wie sie damals Mode waren — gegen die Sonne haltend, hinter uns auf den Steinen auf und ab. Sie erwartete ihren

Triumph wortlos und in voller Ruhe. Das Drama mußte seinen Lauf nehmen. Nach einer Weile zog es sich denn auch zusammen. Kleine Fische, die arglos bis zu unsern Füßen heranschwammen, nahmen nicht die leiseste Notiz von unsern Angelhaken, die wir ihnen maulgerecht hinhielten; ein Angler in meiner Nähe, der einen Fisch gefangen hatte, hantierte mit seinem Angelhaken in einer Weise, die in mir den Verdacht hochkommen ließ, daß da doch noch etwas Besonderes dabei sei was mir vorenthalten war.

Es wurde kein Wort gesprochen. Nach einer weiteren Weile, die einem letzten schon ungläubigen Versuch galt, sah ich meinen Bruder an und wir zogen in stillem Einverständnis unsere Angelschnüre ein. Schweigend wurde der Heimweg angetreten, schweigend folgte uns die Großmutter und vom Angeln war nicht mehr die Rede.

Mich aber bestürmte etwas was bisher niemals auch nur sich in mir geregt hatte. Ich verdachte es meiner Großmutter nicht im mindesten, daß sie uns aufsitzen ließ, daß sie sich mit solchen Mitteln aus einer ihr unbequemen Affäre zog, daß sie mich verspottete. Sie spottete gern und oft. Mein Verhältnis zu ihr blieb ungetrübt. Das war es nicht. Aber der erste Zweifel fiel in mein kindliches Herz. Wozu ich sicher keine Anlage hatte: mit diesem Augenblick wurde ich Skeptiker. Man mußte auf seiner Hut sein. Mit dem Fischzeug mit dem die Großmutter uns an den Main ziehen ließ konnte man nicht fischen. Man mußte sich in Zucht nehmen, um auf der Hut sein zu können. Meine Beobachtung verschärfte sich. Ich glaubte nichts, was ich nicht mit eigenen Augen sah. Ganz gewiß: man konnte niemandem trauen. Man durfte ja vielleicht, man mußte oft genug sogar auch

andern trauen; aber es war besser, es war die Lehre dieses Erlebnisses und das Erlebnis in einem: allem — ja schließlich auch sich selbst — zweifelnd gegenüberzustehn. Es war mir im Grunde ganz wohl dabei, als ich den ersten Stoß überwunden hatte. Es gefiel mir, weil ich dadurch wieder ein Stück mehr auf mich selber verwiesen wurde. Es stak irgendeine Erprobung eigener Kraft darin, ähnlich wie bei dem Erlebnis am Rhein und der Erprobung die ihm folgte. Dies schien mir wichtig. Die Großmutter hatte mich beschämt wie ein Kind; aber sie hatte mich zugleich dem Kind, das ich vor einer Viertelstunde noch war, ungeheuer überlegen gemacht. Der Zweifel an mir selbst kam später; aber er entstand in der Folge dieses ersten frühen Zweifels wie das natürliche Wachstum aus einer Saat. Ich konnte ihn sozusagen bis an die Stelle seiner Geburt verfolgen.

Wenige Tage schon nach dieser Begebenheit wurde mir der Beweis meiner zweifelnden Verfassung zuteil. Meine Großmutter hatte uns in den Zoologischen Garten mitgenommen. Das Füttern der Fische von der Brücke des Weihers, das Drängen der dicken glitschigen Leiber und das dumm-gierige Schnappen der runden Mäuler um den Brotbrocken war nur das gewohnte Vorspiel. Die große Aufführung fand im Bärenzwinger statt. Dort lockten wir von dem oberen Umgang aus die Bären mit einem durchbohrten, an eine lassoartige Schnur gebundenen harten Brötchen auf den mächtigen Kletterbaum der in der Mitte des Zwingers angebracht war. Das Lasso flog, das Ende mit dem Brötchen wickelte sich oben um die höchste Gabelung des Baumes, der Bär kam.

Diesmal kam er nicht. Er saß vielmehr dicht am Gitter des Käfigs und äugte gelangweilt nach oben.

Daher wurde meine Großmutter die Treppen heruntergeschickt, um ihn von außen zu ermuntern. Der Bär blieb in seiner Stellung. Ich schöpfte Verdacht. Sicher stocherte sie ihn nicht gehörig mit ihrem Sonnenschirm. Ich eilte die Stufen hinunter. Aber da stand die Großmutter mit Hoh! und Hallo! und stieß nach den Kräften ihres Schirmchens den Bären aus dem Abstand der Barriere in das dicke Fell. Ich schämte mich sie kontrolliert zu haben und wurde betreten. Meine Großmutter erkannte meine Verfassung und da sie wohl wußte daß sie es war die sie verschuldet hatte, versuchte sie wieder gutzumachen was sie mir angetan hatte. Sie hat seitdem jedes meiner Worte, ja jeden meiner Blicke, jeden meiner Schritte und jeden meiner Wünsche die ich zu ihr brachte mit einem zarten Ernst aufgenommen den ich nie vergessen werde.

Bei aller meiner Neigung für Frankfurt, bei allen Reizen der Stadt und des Hauses als Schauplatz einer Kindheit, bei aller Eindringlichkeit der Bilder und Erlebnisse, bei allem Wohlbehagen und aller Geborgenheit, die ich im Bereiche der Großmutter empfand, wußte ich doch von je in mir, daß ich dort nur zum Besuche aufgenommen war. Ein heimatliches Gefühl habe ich nirgends gehabt, auch nie, weder in diesen noch in späteren Jahren, dieses Gefühl oder die Heimat vermißt, die mir versagt geblieben ist. Die Großmutter aber schien zu meinen daß man eine Heimat haben müsse. Sie beklagte oft in ihren Briefen daß mir dies Gefühl fremd sei. Es war mir aber fremd und unbegreiflich. Dennoch sagte ich damals und später, da es mir in gewissem Sinne ehrlos erschien keine Heimat zu haben, meine Heimat sei Frankfurt. Dann meinte ich aber dieses Frankfurt das ich

beim Überfahren der Eisenbahnbrücke vor mich hingebreitet sah, das mich erregte, für das ich zitterte, weil es schön war; und weil es schön war, wählte ich es als Heimat; es durfte diesen Platz in meinem Herzen in diesen Jahren einnehmen; ich hatte es an diesen Platz gesetzt — fast aus Eitelkeit.

Es gab aber noch ein anderes Frankfurt, das zwar auch in tausend Erinnerungen lebt und wiederkehrt, gegen das ich freundlich in meinem Innern und dankbar bin, das mir aber nicht kraft des Erlebens wie jenes gegenwärtig geblieben ist. Es war das Bereich der Familie meiner Mutter. Ja sogar die Familie meines Vaters, soweit es nicht die Großmutter war, teilte dieses Schicksal. In jenem nämlichen Haus an der Schönen Aussicht ging mein Großvater, ging eine sehr kluge und liebevolle Schwester meines Vaters, gingen Vettern und Kusinen, alle mir wohlgesinnt, durch die nämlichen Türen und ich erinnere mich sehr wohl ihres Wesens und ihres Aussehens, ich hatte sie lieb weil sie lieb zu mir waren, aber ich habe sie dennoch nie besessen. Sie waren jenseits der scharfen Grenze dessen was ich erlebte, sie waren niemals in meine Erlebnisse verwoben und so konnte ich sie auch nicht durch mein Leben mit mir tragen.

Das Haus meiner Großeltern von Mutters Seite hätte mir sogar in gewissem Sinne besser gefallen müssen als das der Großeltern am Main, ja es gefiel mir sogar besser. Es war von einer weltstädtischen Gepflegtheit und in allem von größerer Feinheit. Alles war in geschmackvoller Ordnung aufgestellt, viele Stücke des Mobiliars waren von hohem Wert und ausgesuchter Schönheit. Geschnitzte und getäfelte alte Schränke mit ausladenden Simsen standen an den Wänden, ich spielte in der Nische eines der zierlich-

sten Renaissance-Gebetpulte das man sich vorstellen kann — ich fühle noch die zarten Windungen der gedrehten Säulchen in meinen Händen — große dunkle Bilder, Kopien berühmter Gemälde, hingen umher — aber es war irgendwie ausdruckslos, es war eine Distanz zwischen den Menschen und den Dingen, zwischen den Dingen und mir, ich getraute mich nicht mich frei zu regen, man konnte nicht mit ihnen leben. Aber wenn sich die Großmutter von der Schönen Aussicht auf einen ihrer Stühle setzte, so gehörte er zu ihr und ich turnte über die Betten.

Wie es mit den Dingen war so war es mit den Menschen, wennschon aus andern Gründen. Wenn die Großmutter vom Main mich auch nur einmal durch die Judengasse führte oder zu den Schwänen am Rechneigraben, so war das mehr als wenn mich die Großeltern der Weststadt mit auf eine Reise nahmen. Dabei liebte ich sie beide und ich kann nicht das leiseste anführen was mich ferngehalten hätte. Mein Großvater war ein auffallend wohlgewachsener Mann mit vornehmen Zügen; er trug gewöhnlich einen schwarzen, englischen langen Rock mit feinen Seidenpassepoils, vom besten Stoff und dem besten seit Generationen berühmten Schneider, zu einem blanken, immer frisch gebügelten Zylinderhut; ich zeigte mich gern mit ihm. Es war immer fein, artig, gepflegt, angenehm, freundlich, geordnet mit diesen Großeltern und konnte sich sehen lassen. Aber für die Erlebnisse war die Großmutter an der Schönen Aussicht da.

Vielleicht war es nur so: Ein Brötchen, das für einen Knaben mit andern zum Frühstück in einem kleinen Korb auf einem wohlgedeckten Tisch steht und wartet, ist ein anderes als jenes das ein Knabe morgens aus dem großen Korb des Bäckerjungen nimmt

der vor der Tür steht. Die Klingel draußen wird hart und auf besondere Weise gerissen. „Es ist der Bäcker!“ — der Knabe weiß es schon. Die Großmutter sagt, er soll acht Brötchen nehmen und zählt ihm das Geld in die kleine Hand. Sie zeichnet ihn aus daß er selbst zur Tür gehen darf und der Knabe weiß es. Er rennt und öffnet und langt in die Tiefe des hingehaltenen Korbs und paßt wohl auf daß er seine acht Brötchen erhält und zahlt dem Bäcker, nicht so genau aber doch in Nachahmung der Großmutter, seinerseits das Geld in die seltsam wulstige Hand. Und dann wird die Tür hinter dem Bäckerjungen zugeschlagen, damit die Großmutter drinnen auch hört daß draußen alles richtig vor sich geht, und der Knabe stellt selbst die eingekauften Brötchen auf den Frühstückstisch. — Vielleicht war dem Knaben der Unterschied der beiden Brötchen nicht ganz klar; aber dem Manne ist er sehr klar, und daher weiß er heute noch, welchen besonderen Geschmack, Duft und Geruch, welche besondere Form und Farbe die Brötchen hatten die er als Knabe an der Schönen Aussicht auf seiner Großmutter Tisch stellte.

Diesen schwankenden Schauplatz meines Lebens, der dennoch einen so großen Raum und festen Platz in meinem Herzen einnahm, sollte ich nun damals entscheidend verlassen als es, am Ende jenes Aufenthaltes welcher der Anlaß zur Schilderung der Frankfurter Verhältnisse geworden ist, hieß, wir reisten mit Vater und Mutter, die angekommen waren, in eine große Stadt wo wir wohnen und bleiben würden. Mein Vater verkündete das in erhobener Stimmung wie eine Aussicht. Meine Spannung und Erwartung, meine Zuversicht, mein Mut, meine Unternehmungslust kann-

ten keine Grenzen. Ich war wie getragen. Eine weite Reise stand bevor, eine noch größere Stadt als Frankfurt, eine neue Umgebung mit neuen Erlebnissen. Ich konnte mir nichts Bestimmtes vorstellen, als daß alles groß, wichtig und neu sein würde. Ein weithin Leuchtendes, etwas wie das Leben selbst schien sich zu öffnen, fern und zukünftig, gar nicht entgegenkommend, sogar fremd und anders, aber eben sehr wichtig, schön und groß. Es war das erstemal daß etwas vor mir lag; aber ich ahnte nicht was hinter mir lag. Auch den Namen der Stadt erfuhr ich nun: es war Leipzig.

Nachwort

Rudolf G. Binding gibt in seiner Lebensbeschreibung, die einen Teil des Inhalts dieses Bändchens ausmacht, eine der denkwürdigsten Biographien, die unsere Sprache aus dem schicksaltragenden halben Jahrhundert des Kaiserreiches besitzt. Sie umfaßt den Anfang, den Verlauf und das Ende dieser Epoche, deren Glanz und Wohlstand das Werk einer alten Schule mit ihren Soldaten und Staatsmännern war. Ein groß angelegtes Gefüge, das eine tatkräftige Generation zu kühnen Unternehmungen und schließlich bis zu einem Rausch der Machtgefühle hinriß. Den Abschluß dieser Epoche bildet der Krieg und das kaudinische Joch des Friedens. Wir empfinden heute, daß eine neue Stufe im Volksschicksal begonnen hat, wir fühlen in ihr die Anfänge einer großen Veränderung. Und es ist nun das Merkwürdige, daß Binding über den Abschluß seiner Lebensbeschreibung hinaus auch dieser heutigen Zeit angehört. Ohne Bruch umschließt sein Werk diese doppelte Gegenwart des deutschen Schicksals und vollendet in ihm die Odyssee des eigenen Lebens. Bindings klare, kluge, oft ganz kurze, manchmal nur Sinneseindrücke wiedergebende Aufzeichnungen aus dem Kriege, diese Bemerkungen zur Sache, die von einer ganz unsentimentalen Empfindungsgewißheit sind, stellen sich vollgültig neben die gereiften Kapitel, in denen er auf seinen ganzen Weg zurückschaut und denen er die bezeichnende Überschrift gibt: „Erlebtes Leben". Hier bejaht sich das Persönliche als ein schicksalsmäßig Notwendiges, ja Gewolltes. Dieses Heroisch-Gemessene, im Erkennen der Dinge Befestigte macht das Wesen des Dichters Binding aus. Es ist der Grundton seiner Erzählungsweise.

Diese Erzählungen, die Binding die Ernte eines schönen und großen Dichternamens brachten, sind zeitlos. Mit Recht stehen „Die Waffenbrüder" an der Spitze seiner „Novellen und Legenden". Das ist der Bericht von der Freundschaft der beiden Kavalleristen von Mars-la-Tour, der eine ein Fechtmeister, der andere ein Waffen- und Messerschmied, zwischen ihnen die Frau und der Sohn des Freundes, über ihnen das Verhängnis, das ganz spät, doch mit der Endgültigkeit der griechischen Tragödie hereinbricht. Der eigentliche Einsatz des Novellenbuches, die große Künstlerschaft, beginnt mit dem düster-phantastischen „Opfergang", dem Opfergang der Frau, die in der Verkleidung ihres an der Cholera verstorbenen Mannes — die Erzählung spielt in Hamburg — Abend für Abend unter dem Fenster einer anderen Frau vorübergeht, die sterben würde ohne den Trost, den Geliebten in der Stunde der Dämmerung vorübergehen und ihn seinen Gruß winken zu sehen. Das ist eine Erfindung, die das Unwahrscheinliche nur an der Glaubwürdigkeit vornehmer und durchsichtiger Seelen glaubhaft macht. Dann die meisterliche Erzählung „Unsterblichkeit". Ihr Inhalt ist das Schicksal des vom Irdischen schon ganz gelösten, ins Meer gestürzten Fliegers und der belgischen Gräfin, deren Haß Liebe wird; nach Jahren begegnet sie unter den Schlägen der Meeresbrandung ihrem mystischen Erlebnis und geht, für geisteskrank erklärt, nur von der jammernden Freundin verstanden, mit ihrem Kind, das für sie des toten Fliegers Kind ist, „in unheimlicher Gewißheit" ins Meer.

Hier wie auch in der „wie ein Brückenpfeiler aus der Kompanie aufragenden" Figur des Feldsoldaten Wingult in der gleichnamigen Erzählung nähert sich Binding der Legende. Die Legende ist die aus dem Boden der Zeit gehobene, aus der Wirklichkeit der sichtbaren Zusammenhänge in einer höheren reineren Wirklichkeit sich schließende Erzählung. Die Voraussetzungen des tatsächlichen Geschehens spielen in ihr nicht mehr die entscheidende Rolle, aber die Realistik der Darstellung läßt es möglich, ja gewiß erscheinen, daß alles so und nicht anders als seltsam und wesentlich geschehen sei. „Die Vogelscheuche" ist ein farbiges Beispiel dieser ruhvollen, hintergründigen, aus der Schau geborenen Kunst des Wortes. In dieser Kunst

der alten Meister ist Binding selbstsicher wie wenige der Zeitgenossen. Hier festigt sich der Eindruck echter Dichtung. Das Liebenswürdige, Besondere und gläubig Lebendige der Künstlerschaft Bindings geht auf in seiner klaren Objektivität.

Das Gesammelte Werk Rudolf G. Bindings umfaßt „Novellen und Legenden" im ersten Band. Im zweiten stehen die Gedichte und die „Reitvorschrift für eine Geliebte", diese menschlich schöne, dem Pferde gewidmete Arbeit, die eine Liebeserklärung an edle Reittiere mehr ist als an Frauen, die sie besteigen. Es folgen die Bände „Aus dem Kriege" und „Erlebtes Leben". Vier Bücher, das Gewicht eines vom Geist geführten und geformten Lebens.

Dr. Alfons Paquet.

Für das vorliegende Bändchen wurden entnommen: „Die Vogelscheuche" der Novellensammlung „Die Geige", „Kindliche Odyssee" dem Band „Erlebtes Leben" (Rütten & Loening Verlag, Frankfurt a. M.).

Der junge Tag

Eine Auswahl aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von Dr. Heinz Brasch

Band 1
Hermann Stehr / Helene Sintlinger

Band 2
Walter von Molo / Im weiten Meer

Band 3
Wilhelm von Scholz / Das Gerücht

Band 4
Paul Zech / Das Baalsopfer

Band 5
Peter Dörfler / Marienseele

Band 6
Rudolf G. Binding / Die Vogelscheuche

Band 7
Herbert Eulenberg / Die Windmühle

Band 8
Hans Grimm / Aus John Nukwas Lehrjahren

Band 9
Albrecht Schaeffer / Das verdoppelte Lebensalter

Band 10
Karl Röttger / Auf Sommerwegen

Kartoniert und fein in Leinen gebunden / Die Reihe wird fortgesetzt

Ausstattung von Hans Möhring, Leipzig

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.70 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.63 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.60 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.56 „	1.20 „

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Die Denkmäler

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung werden jeweils zu besonderen Gedenktagen ausgegeben.

Heinrich von Kleist

zum 150. Geburtstag am 18. Oktober 1927

*

Albrecht Dürers „Kleine Passion"

zum 400. Todestag am 6. April 1928

*

Friedrich Ludwig Jahn

zum 150. Geburtstag am 11. August 1928

*

Franz Schubert

zum 100. Todestag am 19. November 1928

*

Gotthold Ephraim Lessing

zum 200. Geburtstag am 22. Januar 1929

*

Die Reihe wird fortgesetzt

Kartoniert und fein in Leinen gebunden

Ausstattung von Prof. Emil Preetorius, München

Staffel	Kartoniert	Ganzleinen
Einzelpreis je Stück	0.60 RM.	1.50 RM.
bei 10—49 „	0.53 „	1.35 „
„ 50—99 „	0.51 „	1.25 „
von 100 Stück ab	0.48 „	1.20 „

Zu beziehen
durch jede gute Buchhandlung

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Die Hausbücher

Der Marsch nach Hause
Der Deutschen Humoristen 1. Folge / Hausbuch 3 / Ab 14. Jahr

Die Teufelsmauer
Der Deutschen Humoristen 2. Folge / Hausbuch 5 / Ab 16. Jahr

Der mutige Revierförster
Der Deutschen Humoristen 3. Folge / Hausbuch 49 / Ab 16. Jahr

Alfred Bock, Schicksal und Schelme
Erzählungen / Hausbuch 64

Land- und Luftvolk
Der Tiergeschichten 1. Folge / Hausbuch 66 / Ab 11. Jahr

Ernst Zahn, Der Liberi
Die Geschichte einer Ehe / Hausbuch 68

Richard Huldschiner, Fegefeuer
Roman / Hausbuch 69 / Ab 14. Jahr

Der Untergang der Carnatic
Der Spukgeschichten 1. Folge / Hausbuch 70

Moltkes Briefe aus der Türkei
Der Lebensbilder 1. Folge / Hausbuch 71 / Ab 14. Jahr

Fritz Müller-Partenkirchen, Fernsicht
Berggeschichten / Hausbuch 72 / Ab 18. Jahr

Blütenweißes, holzfreies Papier. Jeder Band in Ganzleinen gebunden nach Entwurf von Professor Emil Preetorius, München, oder im abwaschbaren Bücherei-Einband 2.80 RM.

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 071844838